

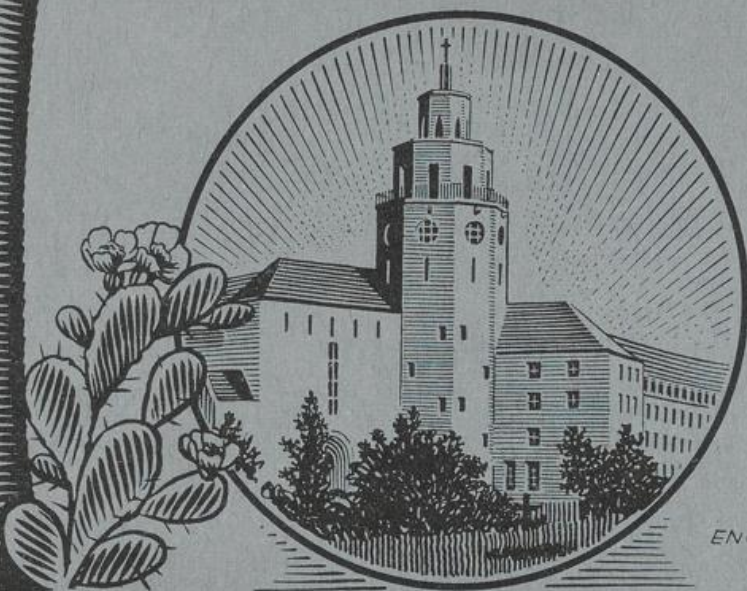
Vergißeinnicht 1930

11 (1930)



Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der
Mariannhiller Mission



R.
ENGELHARDT

Nummer 11

November 1930

48. Jahrgang

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern
Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht“ als Wohltäter unserer Mission werden
täglich im Missionshaus St. Joseph, Reimlingen resp. im Missionshaus St. Paul,
Walbeck, zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI.

Bezugspreise:

Deutschland Einzelbezug	R.M.	2.40	Italien	Lire	10.—
Deutschland Sammelbezug	R.M.	2.—	Österreich	Schilling	3.30
Schweiz	Fr.	3.—	Einzelbezug		4.—
Elsaß	Fr.	15.—	Jugoslawien	Dinar	35.—
Belgien	Belga	4.—	Ungarn	Pengö	2.80
Tschechoslowakei	Kc.	20.—	Rumänien	Lei	92.—

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen sind zu richten

für Süddeutschland, Tschechoslowakei, Elsaß-Lothringen, Italien:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Würzburg, Pleicher Ring 3
Postcheckkonto Nürnberg 194

für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Köln, Brandenburgerstr. 8
Postcheckkonto Köln 1 652

für Schlesien und Norddeutschland:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Breslau IX, Sternstr. 52
Postcheckamt Breslau 15 625

für Österreich, Ungarn, Tirol, Vorarlberg, Jugoslawien und Rumänien:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Linz a. D., Steingasse 23 a
Postsparkasse Wien 24 847, Budapest 19 814

für Schweiz und Liechtenstein:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Altdorf (St. Uri)
Postcheckkonto Luzern VII 187

Inhalt des vorliegenden Heftes:

Allerseelen! Von F. Schröngamer-Heimdal	321	Zwei Allerseelengeschichten. Von P. Solanus Peteref, RMM.	334
November! Von M. A.	322	Einsame Stunden. Von Dina Ernstberger	339
Das religiöse Leben in Bulawayo	325	Die Reich-Christi-Mission	341
Letzter Herbst!	327	Wandernde Seelen. Von W. Carl	342
„Gott hat noch nicht gesprochen.“ Von M. A.	330	Im Banne der Agil. Von Hermann Skolaster	344
Unheimlicher Besuch. Von F. Schröngamer-Heimdal	331		

Aus Welt und Kirche

Das Testament eines hl. Königs. Unläßlich d. großen St. Emmerich-Gedächtnisfeierlichkeiten, die in diesem Sommer in Ungarn stattfanden, ist es interessant, einiges aus dem moralischen Testament des ersten ungarischen Königs Stephan zu erfahren. St. Stephan gibt darin seinem Sohn Weisungen und Mahnungen, wie er sich als König zu verhalten habe, wenn er für das wahre Wohl seines Landes und gleichzeitig für sein eigenes geistliches Heil wirken wolle. Welche Bedeutung man in Ungarn diesem Testament beimißt, erhellt aus der Tatsache, daß einzelne Sätze daraus, in Stein gemeißelt, unter der Kuppel des Parlaments als Erinnerung an das große Jubiläum des marianischen Reiches angebracht werden sollen. In dem Testament finden sich folgende Sätze:

„Nur wer der katholischen Religion treu ist, ist würdig, die Königskrone zu tragen. Darum stellen wir an die erste Stelle unserer Ratschläge: den Glauben. Dem katholischen und apostolischen Glauben mußt du folgen und ihn verteidigen mit ängstlicher Sorge, und so ein Beispiel sein für alle, die Gott dir als Untertanen bestimmt hat. . . Die Lenker der Völker, deren Glaube nicht rein ist, und die es fehlen lassen an Taten, die seine Reinheit beweisen, sind ehrlos auf Erden und werden den Himmel nicht erreichen. . . Im königlichen Palast hat nach dem Glauben die Kirche den zweiten Platz. In unserer Monarchie, wo die Kirche noch jung ist und der Glaube erst seit kurzem gepredigt wird, bedarf die Kirche aufmerksamer und flarschender Wachsamkeit, damit die Güter, die die göttliche Güte in ihrer unbegrenzten Barmherzigkeit uns Unwürdigen gespendet hat, nicht vermindert werden durch Faulheit oder Nachlässigkeit von deiner Seite. Wer die Würde der Kirche schmälert, verlegt den Leib Christi. Daher mußt du, mein lieber Sohn, mit glühendem Eifer darauf achthaben, daß die heilige Kirche von Tag zu Tag wachse und keinen Schaden leide. . .

Die Priester sind der Schmutz des königlichen Thrones, daher müssen sie den dritten Platz haben in den Erwägungen des Königs. Sie werden deine Berater sein und du wirst sie beschützen wie deinen Augapfel. . . Ohne sie kann man kein Reich gründen. . .

Du mußt weiters wissen, daß eine weitere Fierde des Königs die Nachahmung seiner tugendhaften Ahnen ist. Wer die Gesetze seiner Väter mißachtet,

wird sich auch um die göttlichen Gesetze nicht kümmern. . .

Durch das Gebet sorgt der König auf die sicherste Weise für das Heil seiner Seele. Beständiges Gebet bedeutet Nachlassung der Sünden. Jedesmal, wenn du in die Kirche eintrittst, um zu beten, sollst du mit dem König Salomon sprechen: „Send mir, o Herr, die Weisheit des Thrones deiner Majestät, damit sie mich inne, begleite und ich wisse, was dein Wille ist!“ In den weiteren Ermahnungen empfiehlt St. Stephan seinem Sohn Geduld, Demut, Bescheidenheit und Keuschheit.

Mütterelend in Berlin. In einem westlichen Berliner Bezirk wurde kürzlich eine Umfrage über die Einkommensverhältnisse alleinstehender Mütter — verwitweter, geschiedener, verlassener Frauen und lediger Mütter — vorgenommen, deren Ergebnisse in den „Blättern des deutschen Roten Kreuzes“ veröffentlicht worden sind. Die Frauen (von der Umfrage wurden fast 200 alleinstehende Mütter erfaßt) waren meist als Arbeiterinnen, dann als Aufwärtinnen und kaufmännische Angestellte tätig. Als Einkommensquellen kamen in Frage: Arbeitsverdienst, Alimente, Sozialrenten oder Pensionen und Unterstützungen. Nur auf den Arbeitsverdienst waren angewiesen 30 Prozent der ledigen Mütter, 65 Prozent der getrennt lebenden Mütter, 60 Prozent der Witwen, 25 Prozent der geschiedenen Frauen. Obwohl 57 Prozent Frauen täglich 6 Stunden und darüber arbeiten, erreichten nur 33 Prozent einen monatlichen Arbeitsverdienst von über 50 Mark.

Auch von den 40 ledigen Müttern, die eine Arbeitszeit von täglich 8 Stunden und darüber leisteten, wurde nur in 35 Fällen ein Arbeitsverdienst von über 80 Mark, in 13 Fällen davon ein Arbeitsverdienst von über 100 Mk. erreicht. Am bedürftigsten waren die geschiedenen Frauen, von denen zwei Fünftel die öffentlichen Unterstützungen in Anspruch nehmen mußten. 84 Mütter berichteten, daß sie Haushalt und Kinderpflege neben ihrer Berufsarbeit allein ohne jede Hilfe besorgen mußten, und zwar vor Arbeitsbeginn, nach Arbeitschluß und am Sonntag. Überanstrengung und schlechter Gesundheitszustand sind die Folge.

56 Prozent der Befragten waren infolge völliger Erschöpfung nur noch beschränkt arbeitsfähig, 17 Prozent litten an Tuberkulose oder anderen organischen

Krankheiten. In den „Blättern des deutschen roten Kreuzes“ wird vorgeschlagen, zur Besserung der Lage der alleinstehenden erwerbstätigen Mütter innerhalb der gemeinnützigen Siedlungen Wohnungsgemeinschaften von 4 bis 5 Müttern zu bilden und ihnen so wenigstens eine gesunde und billige Unterkunft zu verschaffen.

Aus den Ergebnissen dieser Erhebung läßt sich ein Bild von der allgemeinen Lage der erwerbstätigen alleinstehenden Mütter in Deutschland gewinnen. Die Bedeutung der Frage erhellt daraus, daß die Zahl der erwerbstätigen verwitweten und geschiedenen Frauen über 1 Million beträgt, die Zahl der erwerbstätigen unehelichen Mütter etwa 250 000.

Moderne Verrücktheiten. Zwei in Brooklyn wohnende Deutsche wollen in einem Gummiball den Ozean überqueren. Die Bestellung des Riesengummiballs ist bereits erfolgt. Die Refordnarren glauben, mit Hilfe der Wasser- und Windströmungen innerhalb von 60 Tagen in Europa anzukommen. Das Unternehmen ist mit einer Reklame für Gummireifenfirmen verbunden.

Für eine Geisterbotschaft des verstorbenen Spiritisten Conan Doyle, bei dessen Tod Tausende von Beileidstelegrammen aus aller Welt einlangten, hat die Witwe eines Londoner Weingroßhändlers die Summe von 800 Pfund ausgesetzt. Die bisherigen Versuche, seinen Geist durch den Mund eines Mediums sprechen zu lassen, sind gescheitert. Vielleicht wirkt jetzt die hohe Prämie!

Eine New Yorker Verlagsgesellschaft veranstaltet ein literarisches Preisausschreiben für Sträflinge. Sie wandte sich zu diesem Zweck an die Gefängnisverwaltung von Sing-Sing, um von ihr die Genehmigung zu erhalten, daß die literarisch begabten Gefängnisinsassen sich an diesem Privatausschreiben beteiligen dürfen. Für die beste von Sträflingen verfaßte Kurzgeschichte, die eine wahrheitsgetreue Darstellung der Vorgänge enthalten soll, die den Gefangenen straffällig machten, ist ein Preis von 300 Dollars ausgesetzt.

Reförde: Ein amerikanischer Journalist unternahm kürzlich den Versuch, 30 Stockwerke des Woolworth-Wolkenkräzers, ohne auszuruhen, 20 mal hinauf u. hinunterzulaufen. Tausende waren auf den Beinen, um dem Schauspiel beizuwohnen. „Ein feuchender, schwitzender u. schraubender Klumpen aus Fleisch und Muskeln, mit blaurot heraustretenden Adern, die zu bersten drohten, sprang über die Stufen. Sekundanten feuerten

ihn mit Zurufen an. Als er den Reford brach, der seit Jahren auf „18 mal Woolworth“ stand, ging ein Heulen durch die Menge.“ Als der „Held“ zum 19. Mal herunterkam, brach er zusammen und mußte ins Krankenhaus gebracht werden!

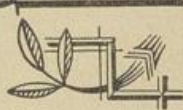
Besonders beliebt sind in U. S. A. neuestens Kinderreforde. Knaben und Mädchen sitzen oft über 100 Stunden auf einem Baum, andere machen Fahrradreforde, indem sie zu Vieren abwechselnd ein Fahrrad neun Tage lang in Bewegung halten! Sehr „nett“ ist auch der Plan einiger Autofahrer von St. Louis, die den amerikanischen Kontinent mit einem rückwärts fahrenden Auto in 26 Tagen durchqueren wollen.

Wer raucht am meisten? Das Statistische Reichsamt hat errechnet, daß der Tabakverbrauch der Welt seit Kriegsende sehr stark — um ungefähr die Hälfte — zugenommen hat, nicht dadurch, daß sich der Konsum des einzelnen Rauchers erhöht hat, sondern durch die Tatsache, daß durch den Krieg sich viel mehr Menschen das Rauchen angewöhnt haben, und auch unter den Frauen das Tabakrauchen immer häufiger wird.

Mehr als ein Fünftel der gesamten Tabakwelternte verruchen die Vereinigten Staaten. In der Schweiz, Dänemark und Schweden ist der Tabakverbrauch in den Jahren 1923—26 gleich geblieben infolge der nachkrieglichen hohen Tabaksteuern. Unverändert ist der Verbrauch auch in Deutschland geblieben. Zigaretten und Zigariillos werden von Jahr zu Jahr mehr bevorzugt. In den Jahren 1923—26 rauchte durchschnittlich jeder Amerikaner 3,6 Kilogramm im Jahr (10 Gramm täglich), jeder Niederländer und Belgier 3,2 Kilogramm, jeder Franzose 1,7 Kilogramm, jeder Deutsche 1,6 Kilogramm, jeder Engländer 1,4 Kilogramm, jeder Italiener 1,2 Kilogramm, jeder Japaner 1,1 Kilogramm.

Selbstmord und Feuerbestattung. In der von P. Fr. Muckermann S. J. herausgegebenen „Kathol. Korrespondenz“ werden interessante Tatsachen über die inneren Zusammenhänge zwisch. Selbstmord und Leichenverbrennung mitgeteilt. Es läßt sich feststellen, daß die Selbstmordziffern in einem bestimmten Abhängigkeitsverhältnis voneinander stehen. Die Gebiete mit der größten Selbstmordhäufigkeit weisen auch die größte Zahl von Feuerbestattungen auf. Die durchschnittliche Zahl der Selbstmorde auf je 100 000 Lebende betrug in den letzten Jahren für Berlin, Bremen u. Hamburg 45, für Thüringen, Anhalt und

Vergißmichicht



Illustrierte Zeitschrift der
Marianthiller Mission



Nummer 11

November 1930

48. Jahrgang

Allerseelen!

Schon fällt ein erster Schnee ins Tal.

Schon murmeln die Mühlen: Es war einmal . . .

Wo zuckt eine Wimper im Totengesicht?

Wo leuchtet und wärmt ein erloschenes Licht?

Still ist die Erde, todtraurig und müd'.

Und Dornen bezeugen, daß Rosen geblüht . . .

Was sollen die Briefe in brennender Hand?

Was wollen die Bilder an dämmernder Wand?

Ich will sie entsagend der Herbstglut wei'hn,

Das Tote begraben — und stille sein.

F. Schröghamer-Heimdal



November!

Von M. A.

Bleichwer ziehen graue Regenwolken am trüben Himmel. Dichte Novembernebel füllen die stillgewordenen Täler und wogen wie düstere Schatten aus dem Reiche der Toten. Herbstwinde weinen im fallenden Walde. Wir kennen sie alle, diese müden, erdschweren Spätherbsttage. Ihre Melancholie legt sich gar oft wie unheimlicher Alldruck auf unsere Seele. Schwerer als sonst empfinden wir in diesen Zeiten die inneren und äußeren Hemmnisse des täglichen Lebens. In bangem Zagen schreiten wir dann unsicher unsere Wege. Unser tiefstes Innere aber stöhnt nach Hilfe, Klarheit und Licht. In solchen Stunden dunklen Seelenleidens haben wir schon alle einmal in stiller Sehnsucht oder auch in drängendem Ungeklärtum verlangt, daß uns auf nebelgrauen Erdenwegen irgendwo und irgendwann nur ein einzigmal die Lichtgestalt des Heilandes sichtbar begegnete. Ja, greifbar nahe begegnete und uns mit dem göttlich-wissenden Blick in die Seele leuchte, hinab bis auf den tiefsten Grund und Klarheit schaffe und daß er dann ein göttlich-gütiges, machtvoll-zwingendes und befreiendes Wort mitgibt, das wir erwägend tragen möchten durch all die winterharten Tage unseres ferneren Lebens. Ein Wort, das uns lindernder Trost in Trauer und Leid und das uns rettender Anker und sicherer Fels sei, an den wir uns klammern könnten in Sturm und Not.

O ja, wir alle haben schon einmal leise oder lauter diesen Wunsch gehegt. Vielleicht haben wir schon im Stillen jene beneidet, die nicht mehr in dunklen Erdentälern wandeln müssen, sondern schon in lichten Höhen schreiten, die nicht mehr „wie durch Spiegel sehen, rätselhaft“, sondern mit dem Blick der Ewigkeit das Irdische betrachten und die schon Gott schauen von Angesicht zu Angesicht.

Oder hätten wir nicht schon mit dem Blinden des Evangeliums, dem glückselig Blinden, möchte ich sagen, tauschen mögen? Mit ihm, dem der Heiland begegnete auf dem Wege nach Jerusalem und der die große, allmachtbewußte Frage hören durfte: „Was willst du, daß ich dir tun soll?“

Und doch, wir dürfen nicht neiden. Wenn unsere Seele mit demselben tiefvertrauenden Tone wie der Blinde des Evangeliums ruft: „Jesus, Sohn Davids, erbarme dich meiner“, dann wird der Heiland auch vor unserer Seele stehen bleiben, wenn auch nicht sichtbar für die leiblichen Augen, und wenn wir in die Knie sinkend noch einmal in demütigem Vertrauen flehen: „Sohn Davids, erbarme dich meiner“, dann wird er auch an uns die göttlich-große Frage stellen, wenn auch nicht hörbar den leiblichen Ohren: „Was willst du, daß ich dir tun soll?“ Haben wir schon einmal überlegt, wie unsere Antwort lauten würde?



Allerseelen!

Das religiöse Leben in Bulawayo

Es sind nun fast 8 Monate, seitdem Priester unserer Kongregation hier in Bulawayo tätig sind; eine verhältnismäßig kurze Zeit zwar, aber doch lange genug um zu sehen, daß unsere Vorgänger viel Gutes getan haben in dieser Stadt. Es muß allerdings zugegeben werden, daß dem Werke manche Mängel anhaften und man braucht wahrhaftig kein scharfer Kritiker zu sein um das alsbald herauszufinden. Will man indes ein objektives und gerechtes Urteil fällen, so wird man kaum umhin können, das Gute anzuerkennen, das erreicht worden ist unter teilweise sehr schwierigen Umständen.

Bulawayo ist eine sehr junge Stadt; kaum 40 Jahre alt. Die Bevölkerung setzt sich aus verschiedenen Nationen zusammen. Den größten Prozentsatz stellen die Engländer; ferner sind Griechen und Italiener sehr zahlreich vertreten. Auch Deutsche, Franzosen und Tscheschen sind zu finden. Unter den 9500 Weißen in Bulawayo sind etwa 800 römisch-katholisch. Im allgemeinen darf man wohl sagen, daß Bulawayo keine Pflanzstätte ist für ein tiefes, religiöses Leben. Und warum?

Bulawayo ist eine Geschäftsstadt, oder auf dem besten Wege, eine zu werden. Deshalb sind die Beweggründe, welche die Leute veranlassen, sich hier niederzulassen, nicht immer die idealsten. Die meisten sind gekommen um ein bequemes Leben zu führen und reich zu werden. Das Pluto ist das Ideal des Durchschnitts-Rhodesianers. Diese beständige Sucht nach Geld, Bequemlichkeit, Ungebundenheit in Verbindung mit übertriebener Sportsucht machen das Aufkommen edlerer religiöser Triebe fast unmöglich.

Ein weiteres Hindernis für die Entfaltung des religiösen Lebens sind die gemischten Ehen. Wir haben hier in Bulawayo sehr wenige rein-katholische Familien. Meistens ist der eine Eheteil nichtkatholisch. Zuweilen gehören auch die Kinder verschiedenen Bekenntnissen an. Diese Kinder erhalten in der Regel zu Hause keine religiöse Anleitung und sind deshalb auch sehr flatterhaft und oberflächlich und zeigen wenig Interesse und Verständnis für religiöse Dinge.

Eine gut-katholische Schule könnte vielleicht noch einigermaßen Ersatz bieten für den Mangel an religiöser Einwirkung von Seiten der Eltern. Aber eine solche Schule gibt es in Bulawayo nicht. Die reichen Katholiken freilich können ihre Söhne nach Kimberley oder zu den Jesuiten nach Salisbury schicken. Und es ist so gut. Den Mädchen steht die erstklassige Schule der Dominikanerinnen zur Verfügung. Aber für die katholischen Kinder der niederen Klassen ist doch wahrhaftig nichts getan worden. Etwa 50 katholische Kinder besuchen die staatlichen Schulen, die aber faktisch nicht katholische Schulen sind. Diese Kinder, die zu Hause halb andersgläubige oder religiös-indifferente Eltern haben,

wachsen hier in einer ganz und gar nichtkatholischen Atmosphäre heran. Was soll aus ihnen werden? In einer Schule wurden die katholischen Kinder gezwungen, am Gebete der Andersgläubigen teilzunehmen. Außerdem können diese Kinder nie zu den Sakramenten gehen. Der katholische Priester, welcher deshalb Einspruch erhob und Vorschläge machte, wurde nur mit einem höhnischen Lächeln von dem Leiter der Schule abgefertigt. Von anderer Seite wurde ihm nahe gelegt zu schweigen, um die Sache nicht noch schlimmer zu machen.



Heilige Messe auf einer Außenstation der Mariannhiller Mission

Aus diesem Grunde müssen die Kinder einem religiösen Indifferenzismus anheimfallen. So kann man immer wieder hören: „Alle Religionen sind gleich gut“, oder „das Ziel — Gott — ist in allen Religionen das gleiche, nur die Wege sind verschieden“ oder „es ist gleich, welche Religion man hat, so lange man ein gutes Leben führt.“ Das einzige, wirkfame Abwehrmittel wäre ein geregelter Unterricht in Religion. Dies ist aber unter den gegenwärtigen Umständen absolut unmöglich. Die Kinder erhalten an den staatlichen Schulen wöchentlich nur eine halbe Stunde religiösen Unterricht. Eine große Unwissenheit ist die naturgemäße Folge. Nicht einmal die allernotwendigsten Wahrheiten — hl. Dreifaltigkeit und hl. Eucharistie sind bekannt. Kinder von 14 Jahren waren noch nicht zur Beicht und Kommunion, — Rosenkranz ein unbekanntes Ding.

Das Drama der Israeliten von Bulhoef

(Schluß)

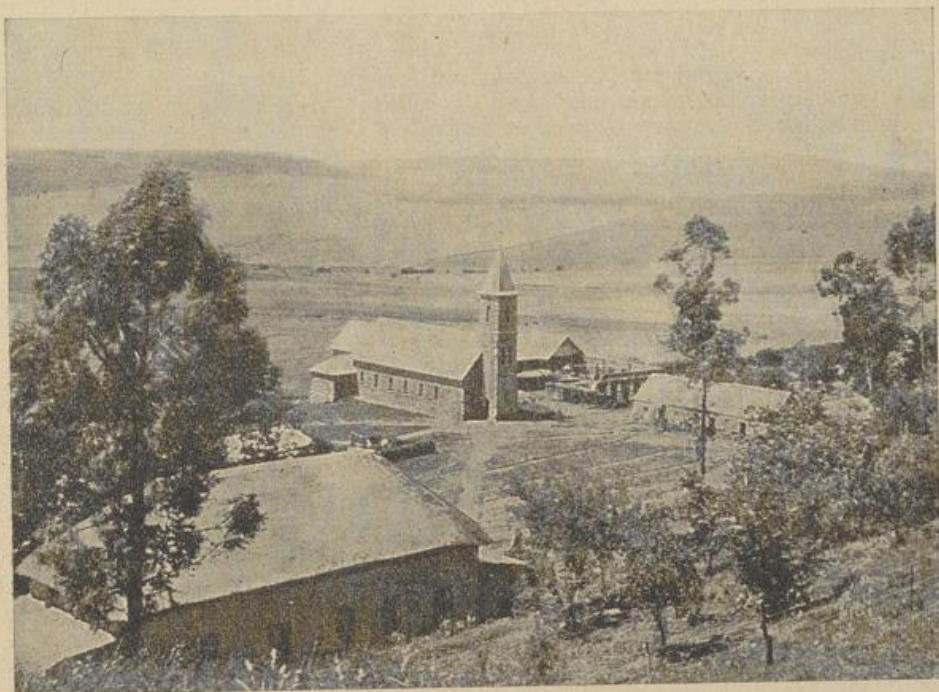
Je näher man den Aufständigen kam, um so gebirgiger und rauher wurde die Gegend. Am Ufer eines kleinen Flusses rastete man. Die Truppe lagerte im Biered, in ihrer Mitte die Pferde und das Gepäck, um vor einem nächtlichen Überfall sicher zu sein. Zum Führer hatte man einen alten Farmer gewonnen. Die Offiziere fuhren mit einem Auto auf eine Anhöhe, von wo sie das „israelitische“ Volk beobachteten. Das Städtchen liegt in einem Kessel am Fuße des Sabalanga-Berges. Um die Stadt schlängelt sich ein Fluß, dessen Bett mit dichtem Gestrüpp bewachsen ist. Kleine Bergkuppen voll Buschwerk umsäumten wiederum Fluß und Ort. Auf einer dieser Kuppen, die einen vorzüglichen Beobachtungsposten bot, richtete man einen Heliographen auf, ein sog. Lichtsignalgerät. Im Städtchen selbst herrschte eine verdächtige Ruhe; keine Menschenseele war zu erblicken. In der Nacht wurden wiederum Vorsichtsmaßregeln gegen einen Überfall getroffen, es kam aber nichts vor. Keiner der weißen Polizisten hatte beim Frühstück eine Ahnung, daß es noch vor Sonnenuntergang einen Verzweigungskampf geben sollte, der den Zulufkämpfen aus früheren Zeiten in nichts nachstand.

Vor Tagesanbruch war das Signalgerät in Bereitschaft gestellt, die Beobachter, eine Truppe von etwa 400 Eingeborenen in weißen Uniformen, welche die Straße überquerten, die zur Stadt führte. Vor dieser Truppe befand sich das Flüßchen mit Strauchwerk und linker Hand eine steinige Bergkuppe. Der alte Burengeneral van de Venter machte den Hauptmann Truter auf die Gefahr eines Hinterhaltes aufmerksam. Die sich zeigenden Schwarzen sollten offenbar die Truppen anlocken, um dann deren Flanke zu bedrohen durch im Busch versteckte Feinde. Man richtete sich nach dieser Weisung. Die erste Abteilung bewegte sich gegen die ungeesehenen Feinde und die zweite Abteilung blieb in Deckung mit einem auf einer Bergkuppe in Stellung gebrachten Maximgeschütz. Zugleich versuchte man aus gedeckter Lage mittelst Lichtgerät mit der Truppe auf dem Berge jenseits der Stadt in Verbindung zu treten. Da der Himmel bewölkt war, gelang es zunächst nicht. Endlich war die Verbindung hergestellt und von drüben kam die Nachricht: „Gebt acht auf das Flußbett, dort sind viele Männer versteckt, offenbar starke Kräfte!“ Die Schwarzen mußten die Signale bemerkt haben, denn sofort begannen eine Anzahl der weißgekleideten Anführer den Berg zu erklimmen, auf dem die Lichtstation sich befand. Da die Sonne sich gerade verfärbte, konnte denen droben keine Warnung zugesandt werden. Hauptmann Wood hatte den Befehl, sich mit seiner Abteilung den Sektierern auf einige hundert Meter zu nähern, um dann in Unterhandlungen mit ihnen zu treten. Solange er nicht ernstlich angegriffen würde, solle er kein Feuer geben. Wenn es zum Schießen käme, solle er zunächst eine Salve abgeben lassen und den Erfolg beobachten. Drei Eingeborene näherten sich dem Hauptmann und befahlen ihm, sich schleunigst mit seinen Mannschaften zurückzuziehen, da sonst alle getötet würden. Darauf eilten sie zu ihren Leuten zurück.

Die Feinde ordneten sich zum Angriff und gingen vor unter einem Führer, der zu Pferde saß. Die erste Salve krachte; aber wie Dämonen stürmten die Feinde durch Gras und Busch heran. Wood kommandierte noch zehn Salven. Die Polizisten schossen schlecht, da sie mit aufgepflanztem Bajonnett zielten, an das sie nicht gewöhnt waren. Zunächst gingen die Geschosse zu tief; aber bald gerieten die Angreifer in das Feuer und nun fielen verschiedene. Aber trotz Kugeln und Wunden drangen sie vor. Mit Mut und Ahnungslosigkeit rannten sie ins Verderben. Der Hauptmann ließ das Feuer einstellen, um den Rest den Rückzug zu ermöglichen.

Zur selben Zeit vernahm man Schießen vom Flußbett her. Generalleutnant Trew sprengte hinüber, um zu sehen, was es gäbe. Er kam an das Flußufer, an dem ein Stacheldrahtzaun sich befand. Er wollte ihn übersteigen. Dort lagen drei verwundete Schwarze. Einer versuchte ihm den Knöchel durch die Ledergamasche zu zerbeißen. Im Flußbett fand Trew eine Truppe Polizisten inmitten von toten oder verwundeten Schwarzen. Diese hatten die Polizisten überrumpelt und deren Pferde waren ausgerissen. Ein Mann war durch Alfegai verwundet worden. Es hatte sich hier ein heftiges Handgemenge entwickelt. Der Offizier bemerkte mit dem

Fernglas, wie eine andere starke Truppe das Maximgeschütz stürmte. Plötzlich versagte das Geschütz und mit aller Schnelligkeit versuchten nun die Bedienungsmannschaften, es wieder gefechtsfähig zu machen. In höchster Not funktionierte es wieder. Die Anstürmenden fielen und nur einer blieb übrig, der allein vorwärts stürmte. Er fiel schließlich dicht vor dem Geschütz. In dem Gebüsch erstarb nach und nach das Feuer, als ganz plötzlich das Gefecht am Signalberg wieder aufblühte. Die dortigen Mannschaften besahen sich von der Höhe aus den Gang des Gefechtes, als im letzten Augenblick das Hauptquartier durch Lichtsignal sie auf den drohenden Angriff aufmerksam machte, denn die Schwarzen begannen den Berg zu ersteigen. Schnell eilten die Leute in Stellung und wiesen den Gegner gründlich ab.



Missionsstation Maria Selgte (Südafrika)

Der Kommissar im Hauptquartier war über das viele Schießen ungehalten und erkundigte sich nach dem Grunde. Es wurde ihm gesagt, daß die Sektierer sich wie wilde Bestien benommen hätten und nur der Ausweg getötet zu werden oder selbst zu töten übrig geblieben sei. Es war ein aufgezwungenes Gefecht gewesen. Alle Eingeborenen, die gefallen oder verwundet waren, trugen ihre Wunden in der Brust, was von den Ärzten und den Truppen, die sie beerdigten, bewiesen werden konnte. Die Truppen marschierten nun zur Stadt. Den Verwundeten wurde Beistand geboten, obwohl sie so fanatisiert waren, daß mehrere Polizisten beinahe ums Leben gekommen wären. In mehreren Fällen stießen die Schwarzen mit dem Affegai oder Schwert nach dem Helfer, sodaß man mit Vorsicht sich ihnen nahen mußte. Während der Durchsuchung der Stadt wurde Hauptmann Wood plötzlich von einem starken Schwarzen angepackt und gewürgt, von dem Burschen des Offiziers aber zu Boden geworfen. Unter den toten und verwundeten Sektierern befanden sich Leute aus den verschiedensten Stämmen von Südafrika: zwei Tote waren aus dem Nyasaland, viele kamen vom nördlichen Transvaal. Die Truppen wurden zurückgezogen und Enoch und sein Bruder Charlie wurden zu mehreren Jahren Zuchthaus verurteilt.

Der „Prophet“ Enoch hatte dem Kampfe von ferne beigewohnt. Als er das Ende kommen sah, flüchtete er in die Stadt, anstatt seine Leute im Kampfe zu führen. Kein Wunder, hatte er ihnen doch prophezeit, daß die Kugeln der Weißen sich in Wasser verwandeln würden und die himmlischen Heerscharen über die Weißen herfallen und sie erschlagen würden. Auf diese Weise endete ein trauriges Kapitel aus der neueren Geschichte Südafrikas, die Geschichte der „Israeliten“ von Bullhoef.

„Gott hat noch nicht gesprochen.“

Von M. U.

Die Leseübung ging tadellos bei den meisten, gut bei den schwachen Schülerin-
nen. So konnten wir uns noch 10 Minuten freie Aussprache erlauben. Schnell verschwanden die Bücher unter den Pulten. Hell leuchteten mir fünfzig Augenpaare entgegen und fünfzig Fingerlein streckten sich in die Luft. Jedes der Kinder wollte zuerst erzählen. Die kleine Hedwig plauderte von Blumen, die sie gestern gepflückt, von Vögeln, die sie gesehen. Anni erzählte von den Kunststücken ihrer jungen Nichte; Resi hatte in der letzten Nacht einen wunderschönen Traum. Sie war eine Prinzessin geworden und wohnte in goldenem Schlosse. „O, wenn das nur wahr wäre“, seufzte sie.

„Nein, Prinzessin möchte ich freilich nicht werden“, fiel das dicke Rathröschchen ein, „da kann man sich nicht einmal satt essen, jagte meine Tante, damit man immer schlank und fein bleibe.“

Und nun war der Faden gezogen und jedes wollte sagen, was es werden möchte. Die einen Näherin, um sich die schönsten Kleider zu machen, andere wollten einen Zuckerladen kaufen, manche wollten Lehrerin werden, um die faulen Kinder tüchtig zu strafen.

„Und du, Hilde?“ fragte ich ein stilles, aber kluges Mädchen. Groß sahen mich zwei dunkle Augen an. „Gott hat noch nicht gesprochen“, antwortete die Kleine. Ich war überrascht.

„Wie meinst du das, Kind?“

„Nun, Gott hat zu Vater gesagt: Edwin, werde Vater! und zu Mutti: Klara, werde Mutter! und zu Onkel sagte er: Ludwig, werde Priester! Zu mir hat Gott noch nicht gesprochen.“

Die Kleine setzte sich und war so still und feierlich, als lausche sie wirklich auf eine Stimme, die da leise spricht.

Die Schulglocke läutete. Fünfzig Paar Kinderfüße trippelten die breite Treppe hinunter. Stille ward im Schulhaus. Doch in meiner Seele klang es noch fort, das wunderbare Wort aus Kindermund: „Gott hat noch nicht gesprochen“. . . . O, ihr braven Eltern, ich möchte euch die Hände in Freude und Dank drücken, daß ihr eurem Kinde solch heiliges Denken gegeben! Daß doch alle Eltern ihren Kindern diese Weisheit lehrten, damit die Jugend wüßte, sie müsse lauschen auf die Stimme Gottes im Innern, müßte ein waches Ohr und ein williges Herz bereit haben, um zu hören, was Gott von ihrer Seele fordert, und daß sie diese Forderung erfüllte. Nicht Laune, nicht Leidenschaft, nicht irdische Ziele allein dürfen in der Berufswahl den Ausschlag geben, nein, Gott muß das entscheidende Wort sprechen dürfen.

Wir sagen so bezeichnend: Beruf. Wer ruft? Wer hat das Recht an die Seele seinen Ruf ergehen zu lassen, auf ihr Leben bestimmend einzuwirken? Doch nur einer: Gott der Herr. Und er spricht zu jeder Seele, gibt jeder ihre Gnadenstunde. Sie muß nur lauschen und wollen. Wer aber Gottes Ruf folgt, der zerbricht nicht am Leben, an seiner Aufgabe. Er wird an ihr wachsen, wird siegreich zum Ziele gelangen.

Warum fühlen sich so viele unglücklich in ihrem Berufe, haben nicht Kraft, ihn ganz auszufüllen? Sie haben vielfach falsch gewählt, weil sie Gott nicht sprechen ließen.

Unheimlicher Besuch

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von F. Schröngamer-Heimdal, Passau

„Meine Herren“, hob der Lehrer Haberland an, „Sie haben recht: In Geistesfachen kann man nicht skeptisch genug sein. Neunzig von hundert Fällen lassen sich auf ganz natürliche Weise erklären, wenn man der Sache furchtlos auf den Grund geht. Der noch verbleibende Rest bedarf nicht der Aufklärung, sondern des Glaubens an die geistige Welt, die über unseren Sinnen waltet. Wir können diese Fälle so wenig aufklären, wie etwa das Geheimnis des Lebens, weil uns die Mittel dazu fehlen. Aber dieser Mangel an Erklärungsmitteln darf uns nicht dazu verleiten, alles in Bausch und Bogen zu verwerfen, als wäre es ein Nichts, eine Fabel, ein Hirngespinnst.“

Ich selbst habe einen Fall erlebt, der meine Frau beinahe von Sinnen gebracht hätte, ein Fall, so wirklich und lebenswahr, wie die Gläser hier auf dem Tisch oder das Bild dort an der Wand, leibhaftige Dinge, deren Dasein niemand im Ernste wegleugnen möchte.

Ich war damals jung und sehr glücklich verheiratet. Meine Frau stammte aus einem bairischen Gebirgsorte und litt an meinem Wirkungskreis, der in einer fruchtbaren, aber langweiligen Ebene lag, unsäglich an Heimweh nach ihren geliebten Bergen, so zwar, daß ich mich entschloß, um den nächstbesten Posten einzugehen, der in der Nähe ihrer Heimat frei würde.

Da begab es sich wie durch Zufall, daß der alte Lehrer, der an ihrem Heimatsorte selbst jahrzehntelang gewirkt hatte, plötzlich starb und wenige Tage darauf segnete auch seine greise Lebensgefährtin das Zeitliche. Ich las die Todesanzeige in meiner Lehrerzeitung und bald darauf war der Posten im Schulanzeiger zur Bewerbung ausgeschrieben. Obwohl ich kaum Hoffnung hegen durfte, die von vielen älteren Bewerbern begehrte Schulstelle zu erhalten, reichte ich doch ein recht dringliches Gesuch ein und begründete es mit dem argen Heimweh meiner jungen Frau, dessen verderbliche Folgen für ihre Gesundheit mir der zuständige Arzt gern bestätigte.

Ich verheimlichte ihr anfangs meine Bewerbung um den Schulposten in ihrem Heimatsort, weil ich an einen Erfolg nicht glaubte und mir eine Beschämung in ihren Augen ersparen wollte. Für den Fall aber, daß das Gesuch wider erwarten einschlug, war es immer noch Zeit, ihr das Nähere mitzuteilen, und dann war es eine angenehme Überraschung für sie wie auch für mich.

Und so geschah es auch. Der Jubel meiner guten Frau kannte keine Grenzen, als ich ihr meine Ernennung zum Schulleiter in ihrem Heimatsort vorwies. Meine Bewerbung gerade um diesen fast aussichtslosen Posten wertete sie als Maßstab meiner Liebe zu ihr, und so blühte sie in neuer Lebensfrische auf. Heimat und Liebe wirken ja immer das Wunder der Verjüngung an Leib und Seele.

Die wenigen Wochen, die uns noch von unserem Ziele trennten, vergingen uns wie ein unwirklich schöner Traum, an dessen Ende nicht das Erwachen im grauen Alltag, sondern die Erfüllung des Glückes in seinem vollen Glanze stand.

Aber wie sehr sollten wir beide enttäuscht werden!

Ist es nicht regelmäßig so, daß uns die Dinge, auf die wir uns am herzlichsten freuen, in einer unvermuteten plötzlichen Verwandlung zum Verhängnis werden, so daß wir sie, von ihrer ungeahnten Auswirkung im Innersten getroffen, im tiefsten Herzen verwünschen? Auch uns ging es nicht anders. Ich verfluchte den Tag, an dem ich meine Bewerbung um diese Schulstelle eingereicht hatte. Es war ja wirklich unerträglich. Ich konnte doch nicht schon wieder um einen neuen Posten eingeben, nachdem mich die Regierung in so augenscheinlicher Weise bevorzugt hatte! Dazu kam noch die Sorge um meine Frau, deren Gesundheit immer weiter zurückging. Sie überhäufte sich mit Selbstvorwürfen: Ich bin schuld, daß wir hier sein müssen. O, wären wir doch auf unserm alten Posten geblieben! Hätte ich doch das leidige Heimweh überwunden, denn was wir hier aushalten müssen, ist ja tausendmal schlimmer — ist ja ärger als der Tod!

Was war denn geschehen?

Es ist leichter erzählt als erlebt, meine Herren, besonders wenn man ganz als Neuling in solche Erlebnisse hineingeworfen wird. Weder ich noch meine Frau

hatten jemals Ähnliches für möglich gehalten, geschweige denn am eigenen Leibe verspürt.

Ich muß noch vorausschicken, daß meine Frau das nunmehr von uns bezogene Schulhaus in ihrem Heimatsorte von Jugend auf kannte. Sie wußte in allen Räumen wie auch von den Lebensgewohnheiten der kurz verstorbenen Vorgänger Bescheid, die sich in herzlicher Liebe lebenslang zugetan waren und mit allen Fasern an dem stillen, schönen Schulhause hingen, bis sie, wie wir meinten, die Reise ins Jenseits antraten.

So richteten auch wir alles genau so ein, wie es unsere Vorgänger gehalten hatten. Wir wählten die nämlichen Zimmer zum Wohnen und Schlafen, die auch die alten Lehrersleute zum gleichen Zwecke innegehabt hatten.

Aber gerade das sollte uns in unserer damaligen Unwissenheit zum Verhängnis werden.

Raum waren wir am ersten Abend zu Bett gegangen und, von den neuen Eindrücken wie auch von der vielen Arbeit des Umzuges ermüdet, eingeschlafen, da spüre ich, wie sich das Oberbett von mir abhebt. Ich meinte anfänglich, es wäre mir zu Boden geglitten, wie es bei unruhigen Schläfern ja häufig vorkommt, und will mich schon bücken, um es aufzuheben. Aber meine Hand greift ins Leere, und wie ich in wachsender Verwunderung um mich schaue, sehe ich im Dämmerlicht der Mondnacht das Oberbett hoch über mir schweben und schwanken, wie von unwilliger Geisterhand geschüttelt. In maßlosem Erstaunen — ich glaube, mir sind die Haare damals wirklich zu Berge gestanden — richte ich mich zu allem entschlossen im Bette auf und sehe, daß das Oberbett meiner Frau gleichfalls abgehoben ist und frei in der Luft schwebt.

Im gleichen Augenblick noch schrillt ein Entsetzensschrei meiner Frau durch die Stille des Zimmers, jäh fährt sie aus dem Schlafe empor und schnellst aus dem Bette: „Am Gotteswillen Hans, was ist das? Mich hat eine eiskalte Hand berührt, daß es mir durch Mark und Bein schaudert. O, ist das entsetzlich! Nein, hier bleibe ich nicht!“

Wie sie dann auch noch die schwebenden Oberbetten sieht, ist es mit ihrer Fassung vollends vorbei. Voll des Grauens eilt sie wie ein gehektes Wild davon, heim in ihr nahe gelegenes Elternhaus. Auch für mich gibt es natürlich auch kein Bleiben mehr, denn ich spüre jetzt eisigen Anhauch und frostige Berührung wie von Toten, obwohl ich auch bei aufgedrehtem Licht nicht den Schatten einer fremden Anwesenheit im Schlafzimmer bemerken kann. Nur die Oberbetten senken sich ruhig und leise nieder, wie auch ich das Zimmer verlasse und meiner Frau nachteile.

Es ist klar, daß wir fortan in diesem verheerten Zimmer nicht mehr schliefen. Wir wohnten wochenlang bei den Eltern meiner Frau, die nicht mehr zu bewegen war, das Geisterhaus, wie sie es nannte, zu betreten. Aber auf die Dauer mochte ich die Gastlichkeit meiner Schwiegereltern nicht in Anspruch nehmen, und so sann ich hin und her, wie ich der Sache auf den Grund kommen und dem Spuck ein Ende machen könnte. Denn daß es da nicht mit natürlichen Dingen zugeing, war mir wie auch meinen Schwiegereltern klar, die wir als einzige in die Sache eingeweiht hatten.

In meiner Not kam mir ein rettender Gedanke. Ich hatte einen Jugendfreund, von dem ich wußte, daß er sich von jeher und auch jetzt noch viel mit Geistergeschichten beschäftigte. Der sollte mir Licht in das Dunkel dieser unheimlichen Geschichte bringen, und so lud ich ihn mit Beginn der Schulferien zu einem Besuche ein. Meine Schwiegermutter richtete das unheimliche Schlafzimmer, da es meine Frau nicht mehr zu betreten wagte, als Fremdenzimmer für den erwarteten Gast ein. Wir sagten ihm, als er kam, kein Wort von dem, was wir selbst in dem Geisterzimmer erlebt hatten. Ich wollte nur wissen, ob der Spuck in dem Zimmer immer noch wirksam wäre und ob auch dem Freunde Ähnliches begegnen würde wie mir und meiner Frau.

Als wir am nächsten Morgen — wir hatten die Nacht wieder im Elternhaus meiner Frau verbracht — ins Schulhaus kamen, fanden wir den Freund als Frühaufsteher schon im Garten. Er saß in der allerliebsten Sommerlaube, die sich mein Vorgänger selbst gezimmert hatte, und las. Dabei hörten wir ihn mit einem Unbekannten, Unsichtbaren sprechen:

„Ist es dir nicht recht, daß ich hier sitze?“

Keine Antwort.

Dann wieder fragt mein Freund, vom Platze wegrückend:

„Soll ich hier sitzen? Ja, dann ist es gut.“

Meine Frau und ich sahen uns nicht besonders geistreich an, als wir diese Worte hörten, deren Sinn wir uns nicht erklären konnten. Mein Freund las seelenruhig in seinem Buche weiter. Erst als er uns gewahr wurde, eilte er freudig auf uns zu und begrüßte uns mit gewohnter Liebenswürdigkeit.

„Wie hast du heute Nacht geschlafen?“ ist meine erste bange Frage an ihn, die diesmal wirklich keine Redensart war. Es war ein vollernster Frageatz mit unheimlichen Hintergründen, meine Herren.

Wie erstaunte ich aber, als mir die Antwort ward:

„Ausgezeichnet habe ich geschlafen, mein Lieber.“



Neue Schule für eingeborene Kinder in Mariannhill

„Und ist dir gar nichts zugestoßen in dem Zimmer?“ ist meine nächste bange Frage.

„Nichts Nennenswertes, ausgenommen eine kleine Unterbrechung.“

„Nämlich?“

„Als ich das Lager aufsuchte, hob sich das Oberbett ab und schwebte über mir. Und eine Hand rüttelte mich. Auf meine Frage, ob ich hier wegrücken soll, erhielt ich zum Zeichen der Bejahung einen leichten Klaps auf die Hand. Also schob ich das Bett in die andere Zimmerecke, hart neben das Fenster und habe dann ausgezeichnet und ungestört geruht. Wer in diesen Sachen einige Erfahrung hat, läßt sich nicht schrecken und bange machen. Diese Dinge sind nicht so schlimm, wie Uneingeweihte glauben. Ist aus diesem Hause jemand vor nicht langer Zeit verstorben?“

„Ja, unsere Vorgänger, die alten Lehrersleute.“

„Da haben wir's ja. Sieh, die Sache ist so: Wenn alte Leute wegsterben, so bleiben sie mit ihren Schatten oder Schemen noch einige Zeit an ihren liebgewohnten Plätzchen. Nicht jeder ist befähigt, sie zu sehen oder ihre Zeichen zu verstehen. Man muß nur auf ihre Wünsche eingehen, dann hat es keine Gefahr — und man wird weiter nicht belästigt. Die meisten Toten sind so harmlos wie

die meisten Lebenden. Das Nämliche habe ich auch vorhin auf der Bank in der Laube erlebt, als ich unbewußt auf dem Lieblingsplätzchen des alten Lehrers saß. Ich bin einfach weggerückt und hatte meine Ruhe wie vorher auch im Schlafzimmer.“

Und lächelnd, mit dem Finger schelmisch drohend, fügte er die Frage bei: „Du hast mich wohl als Versuchsanfänger kommen lassen, weil dir der Spuck auf die Nerven ging?“

Ich mußte beschämt bejahen und erzählte ihm die Begebenheiten unserer ersten Nacht in dem unheimlichen Schlafzimmer. Darauf wußte er den Rat: „Stellt die Betten in die andere Ecke oder wählt ein anderes Zimmer zum Schlafen, und ihr werdet ungeschoren bleiben für alle Zeit.“

So haben wir es dann auch gehalten und haben nie mehr etwas von dem Spuck gemerkt. Aber das erstemal, meine Herren, ist er uns gewaltig auf die Nerven gegangen. Und wenn ich diese Geschichte nicht selbst erlebt hätte, hielte ich sie für Gespöck. Es gibt doch seltsame Dinge, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt.“

Zwei Allerseelengeschichten

Von P. Solanus Petereß, RMM.

„Du könntest heute Nachmittag zu mir kommen“, sagte Karl zu seinem Freunde Fritz, „dann wollen wir zusammen auf den Kirchhof gehen. Es ist Allerseelen heute, alles betet für die armen Seelen, und auch wir wollen für dieselben beten, denn die hl. Schrift sagt: „Es ist ein guter und heilsamer Gedanke, für die Verstorbenen zu beten, damit sie von ihren Leiden erlöst werden.“ —

„Wenn ich in der Kirche einem Requiem beiwohne, da kommen mir die Tränen in die Augen und große Wehmut ins Herz hinein. Es ist aber auch eine sehr ernste Sache dieses Sterben und die Leiche, der Leichenzug und der Kirchhof sind die größten Prediger der Welt.“

Fritz, ein braver, frommer Bursche, fand sich pünktlich gegen Abend bei Karl ein und so gingen beide, eine große Weihwasserflasche mit sich nehmend, dem Kirchhofe zu.

Dort angekommen, fanden sie bereits Hunderte von Lämpchen und Kerzen an den Gräbern flackern und fromme Seelen beten. „Das ist gerade so, wie in Fatima“, sagte Karl zu Fritz, „wenn die hunderttausend Pilger dort die nächtliche Anbetung halten. Die Pilger lagern sich im Tale von Ceria, weil in Fatima noch keine fertige Kirche vorhanden ist und auch weiter keine Häuser da sind. Alles kampiert unterm freien Himmel. Am 13. jeden Monats setzt der Bischof um Mitternacht das Allerheiligste aus, hoch oben am Kranken-Pavillon, damit es alle sehen. Am 13. nämlich ist die Mutter Gottes drei Hirtenkindern, Lucia, Franziska und Janeta in Fatima erschienen und hat unter anderem denselben aufgetragen, recht viel für die armen Seelen zu beten.“

Sobald der Bischof naht, stehen alle Pilger auf und zünden diese Kerzen an und das ganze Riesental gleicht dann einem dichtbesetzten Sternenhimmel auf Erden. Diese Lichter im Tale von Fatima flackern al-

lerdings heiter, erhebend, hoffnungsvoll; hier am Allerseelentage ist alles so düster, weh- und schwermütig und traurig.“

So plaudernd, gingen die zwei Freunde die zahlreichen Wege zwischen den Gräbern auf und ab, lasen hie und da an den Marmor-Monumenten die goldenen Aufschriften, sprengten Weihwasser auf den Grabeshügel aus ihrer großen Flasche und beteten das bekannte: „Herr, gib ihnen die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihnen; Herr, laß sie ruhen in Frieden.“ — So betend und Weihwasser aussprengend kamen sie an das äußerste Ende des großen Kirchhofes. Hier war es todessstill. Die Grabeshügel waren ungepflanzt oder ganz verschwunden, und statt der Holzkreuze wuchsen Dornen und Gestrüpp auf denselben.

„Schau, Fritz, wie doch die Armut auch hier so eine beredte Sprache führt. Dort vorne am Kirchhof, da stehen die Monumente der Reichen, mit goldenen Buchstaben und in Marmor sind ihre Namen eingegraben, und immer die schönsten Blumen und Ampeln schmücken ihre Gräber. Hier am Ende des Kirchhofes, wo die Armut begraben liegt, da sieht man keinen Kranz, keine Kerze, kein Monument. Unbekannte, die auf der Wanderschaft, an der Straße, hinter einer Hecke gestorben, solche, die erfroren oder ertrunken sind, werden wohl hier begraben. Niemand kennt sie, niemand beweint und betrauert sie, niemand vermißt sie, niemand betet für diese Armen, nicht einmal am Allerseelentage. Es sind unbekannte Tote. Hinter ihrem Sarge weinte kein Herz. Verschollen, versargt und vergessen und ohne Klang und Sang begrub man sie hierher, am äußersten Kirchhofswinkel.“

„Das stimmt nicht ganz, Karl“, hub nun Fritz an. „Erst diese Sage habe ich etwas gelesen in einem ganz alten Buch diesbezüglich. Höre mal, ich will es dir erzählen“, und Fritz fing an:

„In einem Kloster hatte ein Mönch die Gewohnheit gehabt, um Mitternacht aufzustehen, auf den Kirchhof zu gehen, um für die Seelenruhe der Verstorbenen zu beten. — Und wie er einmal nachts auf den Kirchhof kommt, da sieht er drei Engel dort. Der eine hatte ein Rauchfaß in der Hand, der zweite das Schiffchen mit Weihrauch und der dritte Weihwasser und Sprengel. Sie gingen von Grab zu Grab. Der eine Engel besprengte in Kreuzesform den Grabeshügel, der zweite legte Weihrauch ein und der dritte schwenkte dreimal das Rauchfaß über dem Grab.“

Die Engel segneten und inzensierten nicht alle Gräber, sondern gingen bei manchen vorüber und ließen selbe unberücksichtigt. Endlich gingen diese drei Engel an das äußerste Ende des Kirchhofes, an den Zaun, wo die Grabeshügel gar nicht mehr zu sehen waren, wo alles von Gras und Gestrüpp überwuchert war, und auch hier machten die Engel ihre Zeremonien, besprengten an vielen Stellen den Boden mit Weihwasser, legten Weihrauch ein und inzensierten den Ort. —

Der Mönch stand ganz erstaunt am Eingange des Kirchhofes und sah voll Ergriffenheit dem Tun der drei Engel zu. Solange die Engel die

sichtbaren Grabeshügel segneten und inzensierten, blieb er still stehen. Als er aber sah, wie die Engel auch dort, wo gar kein Grabhügel mehr zu sehen war, wohl aber Gras und wildes Gestrüpp wuchs, auch Weihwasser aussprengten und inzensierten, da nahm er sich ein Herz, ging hin zu den Engeln und sagte: „Vergeblich tut ihr hier Weihwasser sprengen; hier gibt es keine Gräber und niemand liegt hier begraben. Seit Menschengedenken war hier nie ein Grab zu sehen, immer wuchs Gras und Gestrüpp.“ — Der erste Engel, welcher das Rauchfaß in der Hand hielt, sagte: „Gerade hier, unter diesem wilden Strauch, tief unten in der Erde, sehe ich noch etliche, morsche Knochen eines heiligmäßigen Jünglings, der auf der Wanderschaft begriffen, weit von seiner Heimat hier starb und als Unbekannter und Ungenannter hier begraben wurde; und dort an jenem Ort, wo der Haufen Steine liegt, wurde vor 100 Jahren eine edle Jungfrau begraben. Nichts mehr von ihrem Körper ist vorhanden, aber die Erde, welche ihren Sarg und Leib umschloß, ist heilig und duftend vor dem Himmel, und deshalb tun wir auch diese Orte mit Weihwasser besprengen und inzensieren.“

Sprachlos und ergriffen hörte Karl der Erzählung seines Freundes zu. Beide knieten hin und besprengten den Boden mit Weihwasser, beteten fünf Vater unser, Ave Maria und Gloria Patri, um den armen Seelen einen vollkommenen Ablass zu gewinnen und gingen nachdenklich heim. Bevor sie jedoch durch das Kirchhofstor hinausstraten, sagte Karl zu seinem Freunde: „Fritz, ist dir die Geschichte von der verbrannten Großmutter bekannt?“ — Da Fritz es verneinte, sagte Karl: „Setzen wir uns da auf diese Bank, in den Schatten der großen Zypresse und ich will dir jene Geschichte, die viel zu denken gibt und sehr lehrreich ist, erzählen.“ Die beiden Freunde setzten sich also hin und Karl begann:

„In der Nähe von Berlin lebte eine katholische Familie. Leider war der Vater ein Freigeist. Da starb die Großmutter. Es kam der Familienrat zusammen, um zu beraten, ob Großmütterchen auf dem Kirchhofe begraben, oder nach der neuesten Methode im Krematorium verbrannt werden sollte. Es wurde abgestimmt und fünf Stimmen waren für ein kirchliches Begräbniß und sechs fürs Verbrennen; denn das Verbrennen wäre modern, man hätte die Asche des teuren Verstorbenen im Hause und stets vor Augen und könnte so besser der Wohltaten eingedenk sein, die man von der Verstorbenen erhalten hat. —

So wurde also Großmütterchen ins Krematorium geschafft, dort verbrannt, die Asche in eine Kupferblech-Urne getan und aufs Fensterbrett unter die Blumen gestellt. — Solange das von der Großmutter sauer ersparte Geld nicht ausgegeben war, stand die Urne in hohem Ansehen. Als aber die ganze Hinterlassenschaft derselben verausgabt war, wurde die Aschenurne lästig und man beschloß, selbe in den Kleiderschrank zu stellen, das wäre ein anständiger Platz und jedesmal, wenn man ein



Der Vajutohauptling Moschech mit Familie

Kleid holt oder einhängt, würde man Gelegenheit haben, an die teure, im Herrn selig Entschlafene zu denken und für deren Seelenruhe ein Ave zu beten.

Das ist so ein paar Monate gegangen. Gretchen aber, die älteste Tochter des Hauses, war ein eitles, stolzes Kind und wechselte sehr oft ihre Kleider. Jedermal, so oft sie den Kleiderschrank aufmachte und die Kupferurne mit der Totenasche der Großmutter sah, ging es ihr wie ein Stich durchs Herz, es überrieselte sie eine Gänsehaut und sie machte einen ganz saueren Mund.

Da wurde im Gasthof zu den drei Schnepfen ein großer Maskenball angesagt. Gretchen war ein lustiges Mädchen und eine gute Tänzerin und mußte natürlich den Ball mitmachen; aber sooft sie an den Kleiderschrank dachte und die Aschenurne der Großmutter darin, da wurde es ihr ganz schlecht im Magen. —

Die Jugend weiß sich aber schnell zu helfen, und so sprach eines Tages Gretchen zur Mutter: „Mamachen, diese Blechurne der Großmutter da verbittert mir das ganze Leben; könnte man das Ding nicht wo anders hinstellen? Ich glaube, alle meine Kleider riechen schon nach Tod und Verwesung und nach der alten Großmutter — wozu aber auch eine Totenurne unter meinen neuen Kleidern da.“

Diese Klage einer verzogenen Tochter fand gleich Gehör bei der Mutter und Mama sprach mit dem Papa darüber und es wurde beschlossen, die Aschen-Kupferurne der verbrannten Großmutter oben auf den Boden unter das Dach hinzustellen. — So wanderte Großmütterchen in die Rumpelkammer und fand Platz neben ein paar zerrissenen Ballschuhen, alten Petroleumlampen, Mausfallen usw.

So vergingen Monate. Da wollte man einmal rechte Ordnung im Hause machen und auch die Kupferurne kam daran. Der Hausknecht sollte dort oben tüchtig aufräumen und alles alte Zeug entfernen und in den Hof bringen, damit es nächstens von dem Stadt-Rumpelwagen in die Brocken-Sammlung weggefahren werden könnte, was auch geschah. —

Nach ein paar Tagen kam der Sortierer, ordnete die Sachen und stellte die Kupferurne zu dem Altmetall. Er schaute hinein und fand etwas Asche darin und wunderte sich, was das für Staub ist. Er machte den Finger naß, stippte in den Staub und versuchte mit der Zunge, wie das wohl schmeckt. „Romisch“, sagte er, „es schmeckt weder süß noch sauer, weder fettig noch harzig. Was mag das wohl für Staub sein?“ Und er stellte diese sonderbare Büchse in eine Ecke. —

Nach ein paar Wochen kam der Chef der Brocken-Sammlung mit einem Juden, der das Altmetall aufkaufen wollte. Der Sortierer zeigte dem Chef auch die Kupferurne mit dem Staub; indes der Chef wußte nicht, was das wäre. Der Jude aber schaute hinein in die Urne, zog beide Augenbrauen in die Höhe, spitzte seine Lippen und die braune

Nase, grinste und sagte: „Na, Gott der Gerechte, meine Herrschaften, Sie wissen net, was das ist? Det ist Asche von einem Menschen, Menschenasche also, von einem Krematorium. Vor Schreck lief der Chef hinweg und dem Sortierer entfiel die Urne seiner zitternden Hand und die Asch' der armen Großmutter wurde über das alte Blechgerümpel zerstreut.“ —

Die Lehre von dieser erschütternden Begebenheit mache sich ein jeder selber. — Ich aber sage: „Ehre Vater und Mutter, auch wenn sie schon tot sind.“ —

Einsame Stunden

Von Dina Ernstberger

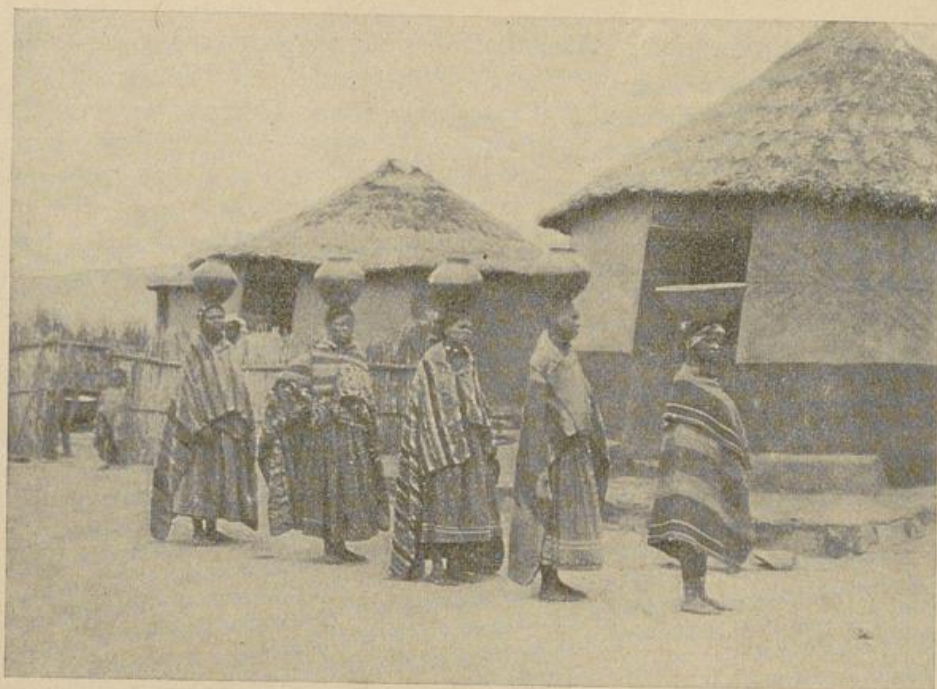
Alleinsein bringt kaum Schaden! — Wenigstens nicht Menschen, die innerlich reich genug sind. Einsamkeit wird sehr verschieden empfunden. Dem einen ist der Begriff unangenehm, bitter, bedrückend; der andere empfindet Einsamkeit wohlthuend, tröstend, befreiend; der eine sucht sie als seine liebste Freundin, dem andern ist sie verhaßt, er flieht sie wie das Unglück.

Die Einsamkeit sucht sich wertvolle Seelen aus, dort zieht sie am liebsten ein, und wo sie wohnt, da spendet sie reiche, innere Werte. Wem die Einsamkeit nichts zu geben vermag als Langweile, der stellt sich geistig und seelisch ein Armutszeugnis aus, denn wer ein reiches, inneres Leben lebt, der sucht die Einsamkeit. Ihm wird sie fast so notwendig wie die Nahrung. Sie vertieft, und in ihr bekommt alles Erlebte erst die richtige Weihe. Wahrhaft großen Menschen ist die Einsamkeit Genuß. Sie finden in ihr die Verwirklichung von Glück und Freude. Im Alleinsein beginnen für sie die verborgenen, reichen Quellen ihres Innern zu rieseln. Dagegen werden wir bei Vergnügungsjägern, die von einer Zerstreuung zur andern jagen, immer hastend, immer unbefriedigt vergebens nach innerem Reichtum suchen. Die Einsamkeit kann uns überreich machen und bettelarm. Je nachdem. Dieser veranlagte Seelen, schaffende Geister, innerlich emporstrebende Menschen müssen die Stunden der Einsamkeit haben. Es ist dies die Zeit des innerlichen Wachstums, des Schöpfens ihrer besten Kräfte, des seelischen Emporringens aus der Niederung zur Gottesnähe.

Der Mensch mag die Einsamkeit fliehen, ob er aber damit auch der Langweile und einem bitteren, vereinsamenden Gefühl entfliehen kann, ist noch eine andere Frage. Sehr häufig finden wir die Langweile im Festsaal, mitten unter reichgeputzten Menschen. Könnte man oft das Geplauder der Menge belauschen, würde man staunen, wie inhaltslos die Menschen sich oft unterhalten, und wie arm und beklagenswert sie sind. Reich ist letzten Endes doch nur, wer inneren Reichtum besitzt.

Welch göttliche Stunden inneren Genießens lebt dagegen der, welcher im einsamen Zimmer, während andere die Nacht durchschwelgen, den Reichtum seines Innern öffnet und in der Erinnerung genießt oder edlen Gedanken Raum gibt, im Universum herumzufliegen und das zu suchen, was den Erdenstaub nicht trägt; was hoch, unendlich hoch über all dem steht, was der gewöhnliche Mensch Leben und Genuß nennt. Im Alleinsein findet der Geist innerlich den Weg zur alten Heimat, von der er ausgegangen ist. Der Todesgedanke ist solchen nicht grauenvoll.

Stärke des Charakters, Kraft des Denkens, edles Wollen und Erkennen zeitigt nicht der Sprudel des äußeren Lebens, wo es weder ruhiges Besinnen noch festes Anschauen gibt; solch edle Früchte entwickeln sich in der Einsamkeit. Ich habe in meinem Leben viele Einsame, besonders Frauen gefunden, deren Leben überreich war an Entbehrungen und Opfer, aber auch überreich an innerem Genießen. Manch solche würde nichts bewegen können, ihr inneres Leben gegen das eines genießenden Geldfürsten einzutauschen.



Basutofrauen (Mariannhiller Mission)

Die größte Gelehrsamkeit kam noch immer aus der einsamen Klosterzelle. Geßen wir Jahrtausende der Vergangenheit zurück, und wir finden, daß von dort ein unermesslicher Segen an großen Gedanken, edlem Wissen und Tun zu uns kam. Die Abgeschlossenheit von dem hastenden Treiben der Welt, das Denken und Schauen in sich weckt das Geistige in uns und zieht uns empor aus dem nebligen Tiefland zur reinen Höhenluft. Mit dem Segen der Einsamkeit ist nicht immer gemeint, daß man ganz allein sein muß. Auch im kleinen Kreis gleichgesinnter, innerer Menschen weht der Geist glückspendender Einsamkeit. Oft in noch höherem Maße als im völligen Alleinsein, weil hier einer auf den andern veredelnd wirken kann. Es ist das oft ein gegenseitiges geistiges Emporziehen. Solcher Verkehr kann unendlich beglückend wirken und herrliche Früchte reifen. Wer diese Schätze gegenseitigen inneren Genießens nie kennen lernte, wer sein Ohr dem Ruf des äußeren Lebens nie verschließen konnte und der Unrast lärmenden Vergnügens die Stunden stiller, innerer Einker opferte, der brachte sich selbst um das schönste Glück des Lebens. Es ist das freilich nicht immer eigenste Schuld. Veranlagung gibt da oft mit lauter Stimme die Richtung an. Aber auch Veranlagung läßt sich eindämmen, wenn der feste Wille dazu besteht. Leider zeigt die Erfahrung, daß Vergnügens- und Genußsüchtige in geistiger Beziehung Schwächlinge sind, denen fester Wille mangelt. Die aber, denen Gott die Gabe der Innerlichkeit als kostbares Geschenk in die Wiege legte, sollen die Gabe hoch halten und damit wuchern, damit sie am Ende ihrer Laufbahn sagen können wie jener Knecht in der Bibel: „Zwei Talente hast du mir gegeben, Herr. Sieh, ich habe zwei dazu gewonnen.“

Die heilige Quelle, aus der wir edle Begeisterung, wertvolle Gedanken und große Vorsätze schöpfen, rinnt in uns verborgen.

Wir vernehmen ihr Rieseln nicht in dem lärmenden Hasten des Weltlebens und nicht im Hörsaal hoher Wissenschaften, sondern in den stillen Stunden der Einsamkeit, der inneren Einker.

Einsamkeit ist uns von Anfang an wesensverwandt. An ihrer Hand treten wir in das Leben; ihre Arme umfassen uns, wenn es von uns flieht.

Warum also die treue Freundin fliehen? —

Die Reich-Christi-Mission

Quo vadis? — Welchem Abgrunde treibt „Mundanea“, das moderne Weltschiff, entgegen? Ohne Steuermann, Kapitän und Kompaß, ohne Seefarten, Kurs und Hafen rast die Refordfahrt unaufhaltbar weiter. — — Wo Ausgang, Ziel und Ende? — — — Rußland schreibt die Antwort mit bluttriefenden Riesenlettern an die Front des Jahrhunderts! — — — Es zeitigt großartige Erfolge auf materiellem Gebiete, in Bauwerken, Technik, Flugwesen und Weltverkehr — doch ohne Gott, Religion und Christi Reich fehlt dem stolzen Bau die Basis, der Technik und Kunst das Ideal, dem Weltflug die Schwungkraft, dem Riesenverkehr die Zweckzentrale. Alles kreist um bodenloses Nichts, seitdem es den König des Weltalls verkennet, vergißt, verläßt und ignoriert. Ohne Christus und Papst fehlt dem Riesenschiff Kapitän und Steuermann. Ohne Kompaß und Karten, d. h. ohne Dogma und Glaubenslehre irrt es im Ozean und Nebelmeer planlos umher. Ohne Religion und Jenseitsziel fehlt ihm Hafen und Bestimmungsort überhaupt. — — Trotz allem Fortschrittsprunk und Vorwärtsdrang steht die eigentliche Erdreise still, „Mundanea“ rast mit vollem Dampf rückwärts, dem zermalmenden Eisberg entgegen. — — Ein kaltes Wassergrab ist das Ende des Ganzen! — — —!

Doch das große Rettungsboot „Ecclesia“ eilt der sinkenden Menschheit zu Hilfe! Mit hohem Kreuzesmast und ehernem Hoffnungsanker, mit weitem Liebessegel und Jenseitskraft beherrscht es die brandende See. Und alle Schiffbrüchigen finden reichlich Platz, sichere Fahrt und bessere Pflege an Bord des Schiffes Petri. Der König des Zeit- und Weltmeeres lenkt es als Kapitän durch alle Stürme in den Zentralhafen der Reich-Christi-Mission!

Wandernde Seelen

Aus dem Chinesischen übersetzt von W. Carl

Nach chinesischer Ansicht besitzt der Mensch zwei Seelen, eine höhere und eine niedere. Während die höhere nach dem Tode ins Jenseits eingeht, verbleibt die niedere im Körper und löst sich mit dem fortschreitenden Zerfall des Körpers allmählich auf. Chinesische Volksmärchen behaupten, die höhere Seele könne auch bei Lebzeiten den Körper verlassen und auf die Wanderschaft gehen. Kehrt sie nicht zurück, so regiert die niedere Seele allein den Körper, doch wird der, dem die höhere Seele verloren ging, schwachsinzig oder muß bald sterben.

Zur Zeit der Sung-Dynastie lebte ein Mann, dessen Namen ich leider vergessen habe; auch weiß ich nicht mehr, in welchem Ort er lebte. Dieser Mann — wir wollen ihn Wang nennen — erhob sich eines Morgens von seinem Lager und ging in den Garten. Seine Frau war etwas früher aufgestanden, um den See zu bereiten. Als sie damit fertig war und ihren Gatten wecken wollte, fand sie ihn noch friedlich schlummernd. Da trat der Diener ins Schlafgemach und meldete der Frau Wang, der Herr lasse um seine Brille bitten. „Der Herr?“ jagte die Frau, zeigte mit dem Finger auf das Bett und fuhr fort: „Da liegt er doch und schläft! Du träumst wohl noch, du Hundepfote?“

Der Diener aber blieb bei seiner Behauptung, und um sie zu bekräftigen, ging er hinaus und holte den Herrn. Tödlings erschrocken betrachteten Herr und Frau Wang den Schlafenden — es war kein Zweifel, der Hausherr lag im Bett und stand vor dem Bett.

Die Eheleute waren sich darüber einig, daß sich die höhere Seele vom Körper getrennt hatte, und um sie wiederzuerlangen, ging der Hausherr langsam zum Bett und zog an der Bettdecke. Da froh die Seele ganz in sich zusammen und war schließlich verschwunden. Die Eheleute machten sich wegen dieses Vorfalles große Sorgen, und es dauerte nicht lange, da wurde Herr Wang krank, seine Geisteskräfte wurden zusehends geringer und bald war er vollkommen verblödet.

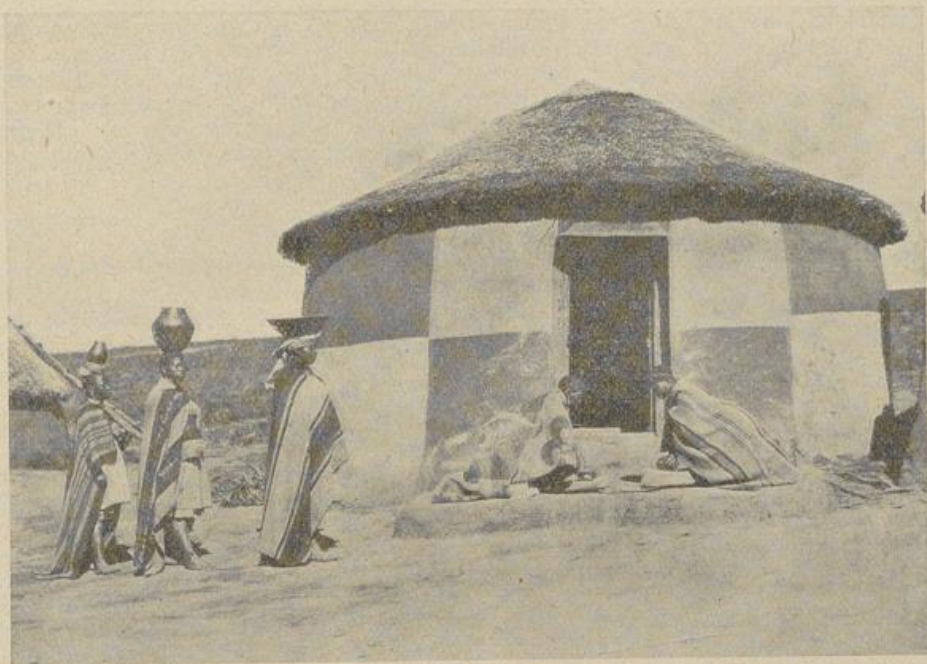
Dr. Li Ming-tschung aus Kiän-ngan besuchte eines Tages eine Versammlung in einem Nachbardorf und kehrte erst spät abends stark benebelt heim. Auf halbem Wege stieß ihn ein böser Berggeist in eine tiefe Erdspalte, wo er bald einschlief. Seine Seele aber ging weiter und erreichte wohlbehalten Li Ming-tschungs Haus. Die Mutter und die Frau des Dr. Li saßen im Wohnzimmer beim Lampenschein und warteten auf den Sohn und Gatten. Die Seele trat ein und begrüßte Mutter und Frau, doch hörte niemand ihren Anruf. Verwundert stieß die Seele die Frau mit dem Ellbogen an, doch fühlte sie nichts. Da erfolgte plötzlich ein Donner Schlag und vor der Seele Li Ming-tschungs stand ein alter Mann mit wallendem weißen Bart, erhob die Hände zum Gruß und sagte: „Herr Li, beeilen Sie sich und gehen Sie den Weg zurück, den Sie soeben gekommen sind! Ein böser Berggeist hat ihren Körper in eine Ravine gestoßen und nur ihre Seele ist weitermarschiert. Erreichen Sie ihren Körper nicht bald, dann stirbt er ab und es ist aus mit ihnen.“ Mit diesen Worten zog der Geist den Dr. Li aus der Wohnung.

Bald erreichten sie den schlafenden Körper, der Berggeist wendete ihn um und stieß ihm beide Fäuste mit Gewalt in den Rücken und rief: „Li Ming-tschung! Li Ming-tschung, erwache!“ Da erwachte der bezechte Doktor wie aus einem Traum und sah sich um. Der Mond schien hell, und weder von dem guten noch von dem bösen Geist war eine Spur zu sehen. Müde und zerschlagen machte er sich auf den Heimweg. Als er sein Erlebnis seinen Damen erzählte, holten sie süßen Wein herbei, brachten dem guten Berggeist Dankopfer dar und dankten ihm für die Errettung des Sohnes und Gatten.

Im Jahre 755 n. Chr. erhielt der Kreismandarin Tscheng Scheng eine Verfügung, die seine Versetzung nach der (damaligen) Hauptstadt Lo-hang anzeigte. Fröhlich packte er seine Sachen und reiste ab. Wenige Tagereisen vor seinem Ziel erschien eines Nachts in seiner Herberge eine Dienerin und meldete, „das Fräulein“ sei angekommen. Verwundert ließ Tscheng Scheng bitten, und herein spazierte eine alte Dame. Tscheng Scheng begrüßte sie respektvoll und bat, Platz zu

nehmen. Die alte Frau erkundigte sich zunächst sehr eingehend nach seinen Familienverhältnissen und fuhr dann fort: „Ich habe eine Enkelin namens Liu, die Tochter des Landrats von Huā-hin. Das Mädchen ist sehr hübsch, würde ausgezeichnet zu Ihnen passen, und ich wünsche, daß Sie sie heiraten.“ Tschen Scheng wagte nicht, dem seltsamen und unheimlichen Besuch einen Korb zu geben, sagte zu, und die Heiratszeremonie wurde sofort vollzogen. Am andern Morgen reiste er mit seiner jungen Frau und der alten Dame weiter und erreichte glücklich sein Ziel.

Einige Monate später bemerkte eines Tages die alte Dame, es sei nunmehr Zeit für den jungen Ehemann, seinen Schwiegereltern einen Besuch zu machen. Gehorsam schrieb Tschen Scheng einen Brief an den Landrat von Huā-hin, seinem Schwiegervater, und kündete seinen Besuch an.



Bafutofamilie (Mariannhiller Mission)

Als der Landrat von Huā-hin den Brief erhielt, wußte er nicht recht, was er davon halten sollte, denn seine einzige Tochter lebte bei ihm im Hause und konnte unmöglich in Lo-hang verheiratet sein. Seine Frau hingegen verfügte über etwas Phantasie, beschuldigte ihren Gatten, er besitze heimlich noch eine Nebenfrau, um deren Tochter es sich handle, und machte ihm heftige Vorwürfe.

Einige Tage später fuhr der angemeldete Besuch vor, die junge Frau, die der Tochter des Hauses aufs Haar glich, stieg aus und schritt langsam in die Empfangshalle. Da trat die Tochter des Landrates aus der Tür ihres Zimmers, schritt der jungen Frau Tschen, ihrem Ebenbild, lächelnd entgegen und plötzlich gingen das Mädchen und die junge Frau ineinander auf, und aus den zwei Damen war eine geworden.

Als der Landrat der Sache auf den Grund ging, stellte er fest, daß die verstorbene Großmutter seiner Tochter mütterlicherseits sich der Seele ihrer Enkelin bemächtigt hatte, um ihre Enkelin mit einem Manne ihrer Wahl zu verheiraten.

Tschen Scheng reiste nach einigen Tagen mit seiner jungen Frau nach Lo-hang zurück, suchte nach der Herberge, in der er verheiratet worden war, doch fand er sie nicht mehr. Auch die alte Dame war verschwunden.

Um das Jahr 750 n. Chr. stand der berühmte Wahrsager Liu Schau-hu auf der Höhe seines Könnens. Eines Tages erschien ein Besucher bei ihm und überreichte ihm als Einführungsgeſchenk ein Stück Taſt. Liu hieß den Beſucher Platz nehmen und erkundigte ſich freundlich nach ſeinen Wünſchen. Der Gaſt wollte wiſſen, wie lange er noch zu leben habe. Nachdem der Wahrsager ſeine Diagramme befragt hatte, ſagte er ſeufzend: „Die Diagramme ſind nicht günſtig — Sie müſſen heute noch ſterben. Der Fremde ſeufzte, und da ihm nicht wohl zumute war, bat er um ein Glas Waſſer. Liu Schau-hu rief einen Diener, um das Ge-
wünſchte zu holen.

Als der Diener eintrat, ſah er zu ſeiner Verwunderung ſeinen Herrn doppelt. Er fragte daher, welcher Herr Liu Schau-hu das Waſſer haben wolle — der Herr zeigte auf den Gaſt. Als der Fremde ausgeſtrunken hatte, verabschiedete er ſich, und der Diener begleitete ihn hinaus. Nach einigen Schritten ſchon war der Be-
ſucher verſchwunden und der Diener hörte in der Luſt ein bitterliches Weinen. Erſchrocken rannte er zu ſeinem Herrn, fragte ihn, ob er den Fremden gekannt habe und erzählte ihm ſeine Wahrnehmungen.

Da erkannte der Wahrsager, daß ſeine eigene Seele bei ihm zu Gaſte war, und als er jezt das Einführungsgeſchenk näher betrachtete, fand er, daß es Papiertaſt war, wie man ihn Verſtorbenen mit in den Sarg gibt. Traurig ſagte er: „Meine Seele hat mich verlaſſen und ich muß heute noch ſterben.“ Er legte ſich hin und verſchied wenige Stunden ſpäter.

Also zu leſen im chineſiſchen Buch Tſi-i-dji.

Im Banne der Ngil

Von Hermann Skolaſter
Nachdruck verboten! — (Fortſetzung)

Schwer wurde es Utonga, von ſeiner Befreiung zu reden, denn er wollte Miſa nicht verraten. Er haßte ſich, ſo gut es ging. „Keine Feſſel“, ſagte er, „werde ſo feſt geſchnürt, daß man ihr nicht entſchlüpfen könne. Da aber ſeine Hände einmal frei waren, habe er den Wächter zu Boden gerungen und ſei davongerannt.“

Als Utonga ſeinen Bericht beendet hatte, erhob ſich der Ngil.

„Utonga“, ſo begann er, „hat uns unglaubliche Dinge erzählt. Wenn es wahr iſt, daß er ſeine Hand gegen meinen Freund Vogle erhob, wird er der Strafe nicht entgehen. Die Geiſter nehmen Rache an jedem Feinde der Ngil . . .“

„Die Geiſter nehmen Rache an den Lügner“, unterbrach ihn Utonga. „Ich fürchte ſie nicht. Und euer Gift . . .“

Dende erhob die Hand. „Es geziemt dir nicht, den Ngil zu unterbrechen. Höre erſt, waß er zu ſagen hat.“

„Es iſt ſchlimm beſtellt um unſere Jugend“, fuhr der Ngil fort. „Jeder Grünſchnabel darf ſich erlauben, alten Männern in die Rede zu fallen. Und Utonga treibt es am ärgſten. Seit er bei den Europäern war, iſt ſein Stolz maßloß

geſtiegen. Wer hätte ſich je erkühnt, einen Ngil der Lüge zu zeihen? Er wagt es. Aber ich will euch zeigen, daß er ſelber ein Lügner und Verleumder iſt. Höret mich! Vogle war bei uns und bot uns ein Bündniß der Bakoko gegen die Malimba an. Jezt war er bei den Malimba, um für Toſo ein Bündniß gegen uns zu ſchließen. Wo iſt da die Lüge? Nur Unverſtand ſieht als Lüge an, waß bittere Wahrheit iſt. Der Ngil der Bakoko hat offen und ehrlich gehandelt. Ich will euch ſagen, wie alles gekommen iſt.

Toſo wollte unſer Freund ſein, darum ſchickte er den Ngil hierher. Ihr aber hörtet nicht auf ſeine Worte. Ihr wolltet Frieden haben mit den Malimba, die beſtändig Unruhe ſtiften. Ihr habt das Bündniß mit Toſo zurückgewieſen. Nun wundert ihr euch, daß Toſo, voll Arger über eure Abſage, mit den Malimba Freundschaft ſchließt? Ihr ſelbſt ſeid ſchuld daran.

Mit den Bakoko zuſammen hätten wir die Malimba gezüchtigt, wie ſie es verdienten. Jezt aber hat ſich die Sachlage zu unſerem Schaden verändert. Die Malimba ſind Freunde der Bakoko geworden. Nun werden ſie noch frecher

aufzutreten als bisher. Es wird nicht lange dauern, dann werden sie uns in Scharen überfallen. Zu spät wird euch die Erkenntnis kommen, daß mein Rat gut war, als ich euch zum Bündnis mit den Batoko und zum Kriege gegen die Malimba aufforderte. Ihr habt nicht gewollt. Ich bin nicht schuld an dem, was geschehen wird, sondern ihr. So ist es!"

Sambascholl konnte mit sich zufrieden sein. Seine Rede ließ den Satbericht Atongas unbeanstandet, stellte ihn aber in ein ganz anderes Licht. Wenn es sich so verhielt, wie er sagte, war Vogle nicht der Betrüger, für den Atonga ihn ausgab. Die Sicherheit, mit der er redete, gab seinen Worten viel Glaubwürdigkeit. Er freute sich seines Erfolges über Atonga. Der junge Mann sollte doch erfahren, daß er nicht schlaue genug war, einen Ngil in Verlegenheit zu bringen.

Ein lauter Meinungsaustausch ging durch die Reihen der Männer. Sie standen in Gruppen beieinander. Nur die Mehrzahl der Dorfältesten saß nachdenklich im Halbkreis um den Häuptling und verschanzte sich hinter einer würdigen Unparteilichkeit.

Die Friedenspartei hatte trotz der Rede des Ngil die meisten Anhänger. Ihr Mißtrauen war wach und nicht leicht mehr zu beseitigen. Sie erinnerten sich ähnlicher Veranlassungen, in denen der Ngil die Oberhand gewann und sie doch, wie sich später herausstellte, belogen hatte. Vor allem scharten sich die jungen Männer um Atonga, die mit ihm befreundet waren.

Atonga mußte sich gestehen, daß er die Behauptung des Ngil nicht widerlegen konnte. Trotzdem hielt er an seiner Abergzeugung fest, daß Vogle weder in Kribi noch in Malimba im Auftrage Tokos gehandelt hatte. Das sagte er seinen Freunden auch offen heraus, und sie teilten seine Ansicht. Nach langem Hin- und Herreden erhob sich einer der Ältesten, trat in den Kreis und sprach:

"Ich halte die Malimba nicht für so schlimm, wie Sambascholl sie darstellt. Die Streitigkeiten, die vorgekommen sind, gingen von Raufbolden aus und hatten mit dem Stamme nichts zu tun. Ihr habt gehört, daß Isaue keinen Krieg mit uns will. So wird es auch bleiben. Eine meiner Frauen stammt aus Malimba, und meine Tochter ist in Malimba verheiratet. Wir sind verwandte Stämme. Es wird keinen Krieg geben. Ich bin fertig."

Die Friedensfreunde riefen Beifall, die Anhänger Sambascholls murrten laut.

"Ihr", so rief der Ngil seinen Gegnern durch den Lärm zu, "ihr werdet in euren Hütten schlafen, bis euch das Dach über dem Kopfe verbrennt."

"Und du", gab eine Stimme aus dem Kreise der jungen Leute zurück, "willst Sklaven erbeuten, die du an die Europäer verkaufst."

"Häuptling, du darfst nicht dulden, daß man mich beleidigt", schrie der Ngil.

"Sage mir, wer es gewesen ist", entgegnete Dende, "so will ich ihn strafen."

"Ich weiß, wer es war, und werde mich rächen."

"Tu das!" antwortete ein Chor von Stimmen.

Sambascholl schäumte vor Wut. Atongas Auftreten hatte ihn schon lange geärgert. Jetzt haßte er ihn und schwur ihm blutige Rache. Es war hohe Zeit, den gefährlichen Gegner zu beseitigen, der ihm auf Schritt und Tritt im Wege war. Die Aufregung wuchs. Die Frauen zogen sich eiligst in die Hütten zurück. Die Parteien standen in drohender Haltung. Aber Dende blieb noch einmal Herr der Lage. "Ruhe da!" donnerte er über den Dorfplatz. "Ich, euer Häuptling, will zu euch reden."

Sie schrakten zusammen. Es wurde still.

"Höret, was ich euch sage! Ich werde mit den Ältesten beraten, was zu tun ist. Unterdessen verhaltet euch ruhig. Wer noch ein Wort des Zankes spricht, den lasse ich binden, wer er auch sei."

Grollend gaben sich die feindlichen Brüder zufrieden; keiner wagte ein Wort der Widerrede. Die Beratung der Ältesten währte geraume Zeit. Als sie die Beratungshalle verließen, ging ein Aufatmen durch die harrende Menge. Dende gab die Entscheidung bekannt.

"Höret, was wir beschlossen haben. Wir wissen noch nicht, ob die Malimba Krieg oder Frieden wollen. Wollen sie Frieden, gut; wir sind dazu bereit. Wollen sie Krieg, auch gut. Aber wir müssen uns vorsehen, damit wir nicht hinterrücks überfallen werden. Deshalb befehle ich, daß ihr eure Waffen in Bereitschaft haltet. Morgen werdet ihr eure Lanzen und Schwerter schärfen, und wenn ich euch am Abend durch den Ruf der Trommel versammle, werde ich mich durch Augenschein davon überzeugen, ob ihr meinen Befehl befolgt habt. Ich bin fertig."

Beifällig nahm die Versammlung diese Worte auf. In kluger Berechnung hatte

Dende einen Weg gewählt, den beide Parteien beschreiten konnten, weil niemand bevorzugt und niemand zurückgesetzt wurde. Jeder hoffte auf die Lösung des Knotens in seinem Sinne. Nachdem der Häuptling noch Anordnungen für einen geregelten Wachtdienst getroffen hatte, löste sich die Versammlung auf.

Am Nachmittag des übernächsten Tages wurde Dende gemeldet, daß ein großes Kanu von Norden herannahe und der Mündung des Lohove zusteuere. Bald darauf brachte ein zweiter Bote die Nachricht, Isaue selber sei mit mehreren Ältesten gekommen; auch eine Ziege hätten sie mitgebracht.

Dende war wie gewöhnlich nur mit einem Hüftentuch bekleidet. Er mußte eilen, die Gäste gebührend zu empfangen. Schnell zog er den Regenmantel an, den er in der englischen Faktorei gegen Elfenbein eingetauscht, setzte den Strohhut aufs Haupt, an dem die rote Feder aus dem Schwanz des Graupapagai steckte, ergriff den schweren, aus schwarzem Mahagoniholz kunstvoll geschnittenen Häuptlingsstab und schritt seinen Besuchern würdig entgegen.

Die Begrüßung war so herzlich, daß die Malimba über den Ausgang ihres Unternehmens nicht mehr im Zweifel sein konnten.

Isaue war in wenigen Tagen um Jahre gealtert. Zu schwer war die Bürde, die auf seinen Schultern lastete. Das Dasein seines Volkes stand auf dem Spiel. Daß die Ngil alles tun würden, die Malimba zu verderben, war ihm gewiß. Kaum saß er neben Dende in der Beratungshalle, so begann er, gegen alle Gepflogenheit, sofort sein Herz auszusütten. Ergreifend erzählte er von dem Morde, der in seinem Dorfe geschehen war. Toso habe von dem Vorgehen des Ngil nichts gewußt. Die Batoko und Malimba seien nach wie vor die besten Freunde. Zum Schluß dankte er Dende in rührenden Worten, weil er das Unsinnen Bogles von sich gewiesen. Das habe ihn veranlaßt, nach Kribi zu kommen, um sich mit den Banoho wegen der letzten Streitigkeiten zu verständigen.

Während die Sprechtrummel das Volk zusammenrief, eilte die Kunde von Haus zu Haus: Bogle ist tot; Misa hat ihn ermordet, um Mtonga zu retten.

Mtongas Vater wohnte in der Dorfhälfte, die auf dem rechten Ufer des Lohove lag. Nie im Leben ist Mtonga so schnell zum Gehöft des Häuptlings

gerannt wie an diesem Nachmittag. Er wußte später nicht, wie er über den Fluß gekommen war.

„Ist es wahr“, rief er Isaue entgegen, „was man von deiner Tochter erzählt?“

Müde reichte ihm der Häuptling die Hand. „Es ist wahr“, sagte er. „Sie liebt dich, darum tötete sie den Ngil. Seit jener Stunde ist das arme Kind von einem wilden Wahn umfassen. Du, Mtonga, kannst dich freuen, daß es so kam; der Ngil hätte dich umgebracht. Aber meinen Schmerz, wer hilft ihn tragen?“

Mtonga wollte dem gebeugten Manne ein Wort des Trostes sagen. Er brachte nichts über seine Lippen. „Oh, Häuptling, Häuptling“, stotterte er. Die Brust war ihm zu eng. Er mußte fort aus der Menge, er mußte allein sein.

Er ging an den Strand hinaus. Zwischen den Steinblöcken setzte er sich nieder in stummem Weh. Das Zischen und Brodeln der See tat ihm wohl. Es war das Bild des Brandens in seiner Seele. Er hegte keinen Zweifel; er selber war, ohne es zu wollen, Ursache der Umnachtung Misas geworden. So hatte er ihr für die Befreiung gedankt! . . . Hätte er sie nicht von sich gewiesen . . . es wäre alles anders geworden. . . . Und doch; er durfte ihr nicht willfahren. . . . War er nicht der Überzeugung nach Christ?

Die christliche Lehre verwickelte ihn überall in Widerspruch. . . . Vielleicht war sie doch nur für die Weißen. . . . Der Missionar hatte anders gesprochen. Wie kam es denn, daß das Unglück ihn verfolgte? . . .

Er befand sich im Zustande innerer Zerrissenheit und Trostlosigkeit, die das klare Urteil hemmt und alles in den schwärzesten Farben malt, wo man im Bewußtsein, recht getan zu haben, doch unzufrieden mit sich selber ist.

„Mtonga!“

Erschreckt blickte er auf. Das war Misas Stimme. . . .

Es war Eleja, die ihn hatte fortgehen sehen und ihm nachgegangen war. Er zog sie zu sich an seine Seite und erzählte ihr alles.

Das Mädchen lauschte mit angehaltenem Atem. Als er geendet, umschlang sie seinen Nacken. „So gut war Mtonga zu mir! Er wußte doch, daß ich nicht gescholten hätte, wenn er Misa zu Willen war. . . . Aber, Mtonga, du hast recht getan. Nach der Lehre der Christen darfst du es nicht tun. Nun sollst du aber nicht mehr traurig sein. Der Gott der

Christen, der große, gute, der über allen Geistern herrscht, er ließ uns seine Hilfe. Siehe, welch ein Glück es für uns ist, daß der Ngil nicht mehr lebt."

Leicht findet ein liebendes Weib die rechten Worte des Trostes. Mtonga fühlte, daß sie recht hatte. Er hatte recht gehandelt, mochte daraus entstehen, was da wollte. Er drückte Eleša dankbar die Hand. Dann redeten sie von der Zukunft.

Die Ermordung des Ngil brachte ihnen eine unerwartete Hilfe. Man schrieb bereits den dritten Tag nach dem Ereignis. Sicherlich würden die Ngil dem Ermordeten eine besonders große Leichenfeier veranstalten. Ihr Versammlungsort lag in den ganz wild zerklüfteten Ngumbabergen. Bis dorthin war ein Weg von drei bis vier Tagen. Sambascholl durfte also nicht lange mehr verweilen, wenn er am Totenfest teilnehmen wollte, das am neunten Tag nach dem Tode stattfinden sollte.

So waren sie wenigstens für einige Zeit von ihrem schlimmsten Peiniger befreit. Was später kommen konnte, daran wagten sie nicht zu denken. Mtonga hatte Freunde. Einige waren ihm bis in den Tod ergeben. Sie hatten ihm versprochen, daß sie ihn vor Gefahren warnen, ihn mit der Kraft ihrer Arme und Waffen schützen wollten. Würden sie es vermögen?

Als sich die Liebenden trennten, ergriff Mtonga des Mädchens Hand und sagte: „Eleša, wenn uns der Christengott nicht hilft, zu dem ich bete, so hilft uns niemand.“ Da antwortete sie: „Auch ich werde zu ihm beten. Er hat dich glücklich aus Malimba heimgeführt, er wird uns auch ferner nicht verlassen.“ Dann schieden sie, um auf verschiedenen Wegen ins Dorf zurückzukehren.

Dort nahmen die Friedensverhandlungen einen gedeihlichen Verlauf. Da beide Teile zur Verständigung geneigt waren, einigte man sich. Jede Forderung der Banoho an die Malimba wurde einzeln und eingehend besprochen. Zwei, drei Redner mußten immer dabei zu Wort kommen. Erst wurde der Tatbestand festgestellt, dann die Entschädigungssumme beantragt und lange hin und her gefeilscht, bis die Sache spruchreif war.

Einige Hitzköpfe störten die Erörterung oft durch Zwischenrufe oder übergroße Forderungen. Einer, der sich in seiner Abneigung gegen die Malimba zu beleidigenden Äußerungen hinreißen ließ, wurde von Dende zur Zahlung eines Schadens an die Gäste verurteilt. Dieser

Beweis von Gerechtigkeitsinn trug nicht wenig dazu bei, die Gegenpartei zu ähnlichem Entgegenkommen anzutreiben. Da ein Teil der Forderungen, die die Banoho stellten, durch Gegenforderungen ausgeglichen wurde, war das Schlussergebnis der Verhandlungen für die Malimba sehr erträglich. Man einigte sich dahin, daß sie fünf Schafe oder Ziegen zu zahlen und außerdem die Friedensziege zu stiften hatten.

Die Friedensziege hatten sie bereits mitgebracht. So konnte der Zwist, der jahrelang die befreundeten und verwandten Stämme getrennt hatte, endgültig beigelegt werden. Die Ziege wurde geschlachtet. Bevor man sie enthäutete, wurden ihre Füße in den Kniegelenken abgetrennt und auf dem Dorfplatz begraben. Das war ein durch die Gewohnheit geheiligter Brauch. Von jetzt ab hatte niemand mehr das Recht, der alten Streitfragen zu gedenken. Sie waren für alle Zeiten tot und begraben.

Bald brannte ein lustiges Feuer auf dem Dorfplatz. Die Ziege wanderte zerlegt in mehrere Töpfe. Auch Dende ließ ein Schaf schlachten, um seine Gäste zu ehren. Durch diesen Freundschaftsbeweis angeeifert, erstand Isane zu üblichem Preis noch ein drittes, das der Gesellschaft ebenfalls zum Schmause zubereitet wurde.

Sobald das Fleisch genießbar war, brachten Dendes Frauen noch einige Töpfe dampfender Makabo und einen Stoß Kassada herbei. So konnte das Mahl beginnen.

Die Leute vereinigten sich in Gruppen zu je fünf bis sieben Personen um einen großen Topf. Die meisten hockten auf den Füßen, andere saßen am Boden. Jeder langte mit den Fingern in den Fleischtopf, holte sich ein Stück heraus und aß davon oder tunkte es in die scharf gepfefferte Fleischbrühe, um es dann mit viel Behagen und großem Geräusch wieder abzulecken. Da die Frauen nicht mitaßen — von der Friedensziege zu essen war den Frauen aufs strengste verboten — reichte die Mahlzeit völlig für die ganze Versammlung.

Als der letzte Bissen verschwunden war, begaben sich die Festteilnehmer größtenteils an den Fluß, um sich Hände und Mund zu waschen. Man zog die Zahnbürste, ein am Ende ausgefranztes Rohr, hervor und putzte sich die Zähne. Kleine Knaben trugen dürres Reisig herbei, und bald loderte an mehreren Stellen heller Feuerschein, um den dunkeln

Abend bis zum Aufgang des Mondes zu erleuchten. Auf das gute Essen folgte jetzt ein ebenso reichliches Trinken. Palmwein wurde in großen Mengen herbeigebracht, um die Festfreunde zu erhöhen.

Neben dem Palmwein spielte aber der aus Europa eingeführte Branntwein eine große Rolle. Seit mehreren Jahren befand sich in der Nähe des Dorfes die Niederlage einer englischen Handelsgesellschaft. Mister Millner hatte durch große Geschenke von Dende die Genehmigung erkaufte, dort zu wohnen und zu handeln. So groß aber auch die Freude war, europäische Waren eintauschen zu können, ebenso groß war Dendes Besorgnis, wenn er sah, daß bei einem Teil der männlichen Bevölkerung von allen Verkaufsgegenständen der Branntwein am begehrtesten war und welche Folgen er zeitigte.

Es war Mode geworden, bei allen Veranstaltungen eine jener grünen Risten zu kaufen, deren Inhalt zwölf vieredrige Flaschen mit Gin bildeten. Man konnte sich kein Fest mehr denken ohne Branntwein. Dende selbst trank äußerst mäßig, aber viele Männer, die den Trunk des Rausches wegen liebten, waren mit Palmwein nicht mehr zufrieden zu stellen. Auf ihr Drängen verstand er sich denn auch heute dazu, die beliebte grüne Riste holen zu lassen.

Unter den jungen Leuten, die dem Branntwein fern blieben, machte der Palmwein die Runde. Auch Utonga gehörte zu ihnen. Die allgemeine Fröhlichkeit hatte sein Gemüt wieder erhellt. Er hielt seinen Kameraden eine englische Rede. Es war ergötlich anzusehen, wie er den Mund verzog, um die englische Sprechweise wirksam darzustellen.

Die Zuhörer verstanden natürlich kein Wort. Mit gut gespielter Ernst hörten sie zu. Die Verrentung der Gesichtsmuskeln gefiel ihnen so sehr, daß sie zur Nachahmung angetrieben wurden. Wie auf Kommando brachen sie dann in schallendes Gelächter aus.

„Ach, Utonga“, riefen sie, „das hast du gut gemacht! Gebt ihm zu trinken, er hat es verdient.“

Ein Bursche, der hinter Utonga stand, schüttete den Kokosnußbecher voll Wein, nahm eine Fliege, deren es immer in den Kalebassen gibt, mit dem Finger heraus und reichte ihm den Becher hin.

„No drink!“ Eine zarte Frauenstimme rief die Worte in die Gruppe hinein. Utonga schaute nach den Hütten der

Frauen hin. Er sah niemand. Ohne Zweifel hatte Eleša gerufen. Nur sie hatte von ihm ein paar englische Worte gelernt. Da sprang des Häuptlings jüngster Sohn, ein mutwilliger Knabe und rechter Bruder Elešas, über den Platz. Schreiend, wie es die Kinder bei Fangspielen gewohnt sind, stürmte er zwischen den jungen Männern durch und stieß dabei an Utongas Arm, daß der größte Teil des Inhalts aus seinem Becher verschüttet wurde. „Frecher Bengel!“ rief man ihm nach. Doch der Knabe lachte nur und lief weiter.

„No drink!“ schallte es noch einmal von den Frauenhütten herüber. Utonga hielt den Becher noch in der Hand. Fragend schaute er den Burschen an, der ihm den Trank gereicht.

Es war Suti, der Schieläugige, der wenig beliebt war bei seinen Altersgenossen. Er war auch den ganzen Abend nicht bei ihnen gewesen und hatte sich erst eingefunden, als Utonga seine englische Rede hielt. Daß er als neu Ankommender sich einen Trunk gestattete, konnte man ihm nicht verweigern. So hatte er die Kalebasse noch in der Hand, als Utonga endigte und zum Trinken aufgefordert wurde.

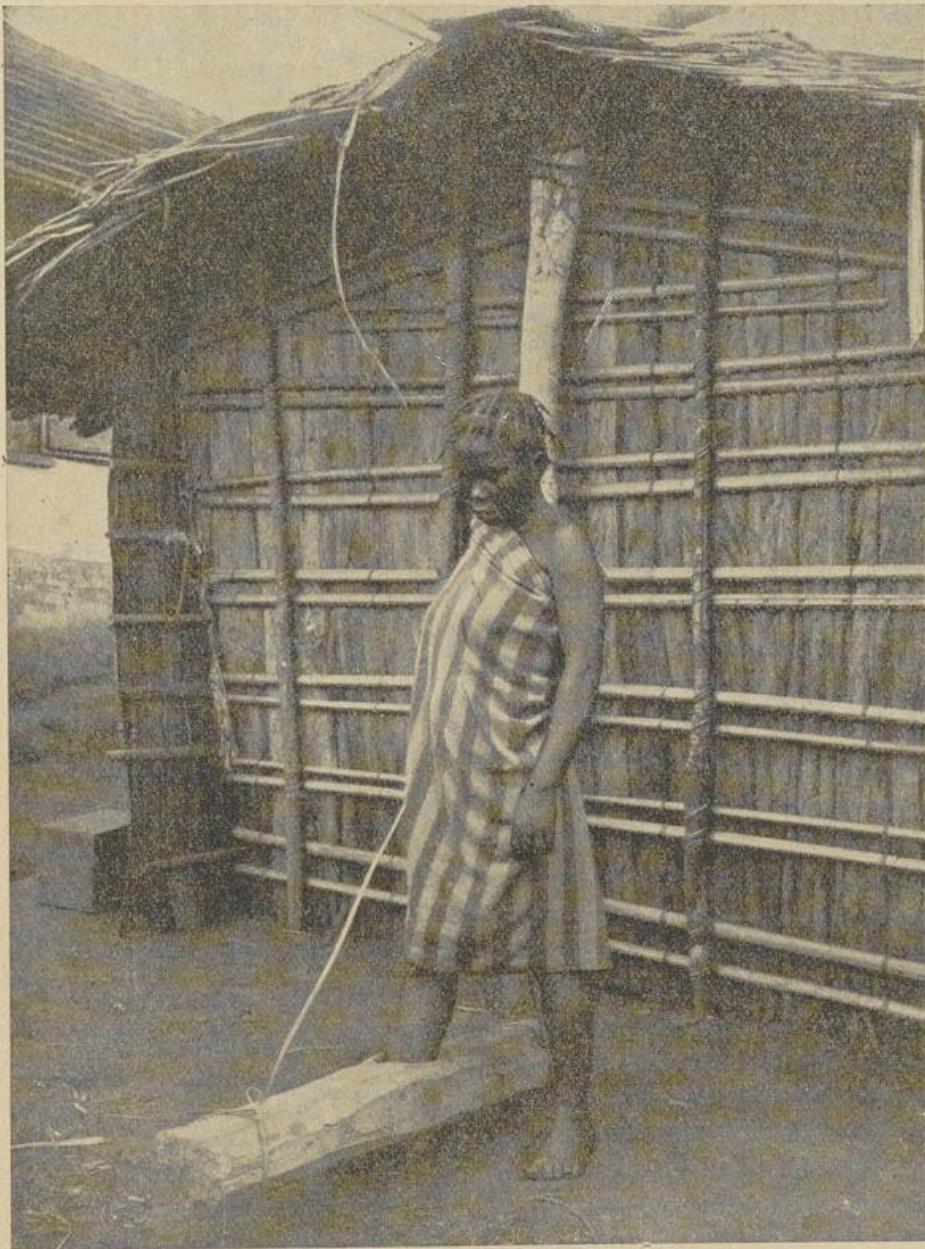
Utonga reichte ihm den Becher zurück. „Trink du selbst“, sagte er.

Höhnisch lachte Suti, ergriff den Becher und trank ihn leer.

Weiter rauschte die Freude, weiter kreiste der Becher. Nur Utonga trank nicht mehr. Die Freunde drängten ihn, weiter zu reden. Aber seine frohe Stimmung war verflogen und kam nicht wieder. Der Ernst der Lage, in der er sich befand, stand im Vordergrund. Ein Wehrmutstropfen war in seinen Freudenbecher gefallen. Warum hatte Eleša gerufen? Drohte ihm Gefahr? Er wollte Suti im Auge behalten. Doch der war ebenso plötzlich verschwunden, wie er gekommen war.

Während Dende mit Isae verhandelte, hatte Eleša den Agil bemerkt, der nach der Hütte des Schieläugigen schlich. Da Suti bei seinen Kameraden im Verdacht stand, ein geheimer Anhänger des Agil zu sein, trieb sie die Neugierde, sich davon zu überzeugen. Durch eine Ritze der Hinterwand beobachtete sie einen seltsamen Vorgang.

Der Agil saß neben Suti auf dem Bett und redete leise auf ihn ein. Unterdessen entknotete er einen kleinen Lederbeutel, den er unter seinem Gewand verborgen trug. Er nahm daraus ein wenig Salbe



Negerfrau im Fußpflock, damit sie nicht ihrem Mann wieder davonläuft
(Wäre es nicht auch in Europa oft von Nutzen?)

und bestrich Suti die Spitze des rechten Zeigefingers. „Nur eintauchen?“ fragte Suti. „Eintauchen“, war die Antwort. „Nimm eine Fliege oder ein Blättchen aus dem Gefäß; das ist genug.“ — „Und er stirbt nicht davon?“ fragte Suti wieder. „Hab keine Angst. Davon stirbt nie-

mand. Aber schlafen wird er zwei Tage wie ein Holzfloß.“

Elesa fühlte ihr Herz pochen. Für wen war die Salbe, die so tiefen Schlaf bereitete? Gewiß war eine Schurkerei im Gange . . . War Mtonga ihr Ziel . . . Sie wollte ihn warnen.

Nachdem Jambascholl die Hütte verlassen hatte, ging sie zum Festplatz zurück. Dort wurde das Mahl gerüstet. Die Frauen hatten alle Hände voll Arbeit und benötigten ihre Hilfe. Sie hatte keine Zeit, Utonga aufzusuchen; aber die Sorge um ihn verließ sie keinen Augenblick. Als Euti kam und sich während der Rede Utongas unter die jungen Männer mischte, ließ sie ihn nicht aus den Augen. So sah sie, wie er den Befehl des Ngil ausführen wollte, und ihre Warnung wurde verstanden.

Der Schieläugige fürchtete, daß er verurteilt war, und zog sich deshalb bald aus der gefährlichen Nähe Utongas zurück. Eleja, mutig gemacht durch die Gefahr, die sich über dem Haupte des geliebten Mannes zusammenzog, folgte ihm ungesehen.

Euti ging zum Hause Jambascholls, um ihm von seinem Mißerfolg zu berichten. Der Ngil war nicht da. Er hatte sein Heiligtum aufgesucht, das weit außerhalb des Dorfes im Walde versteckt lag. Ungerufen durfte dort niemand erscheinen. Frauen hatten überhaupt keinen Zutritt. Immer in Furcht, entdeckt zu werden, schlich Eleja hinter Euti her. In der Nähe der Waldhütte verließ sie den Pfad und bahnte sich mühsam einen Weg durch das Gebüsch.

Die Furcht vor den Geistern, die nach dem Glauben des Volkes den Ngil umgaben, war ihr nicht fremd. Nur der Gedanke an den Gott der Christen, der über alle Geister herrscht, gab ihr die Kraft, weiter vorzudringen. Einmal wäre sie beinahe in eine Fallgrube geraten. Nun ließ sie sich auf den Boden nieder und tastete ihn ab, ehe sie sich ihm anvertraute. Bei der Hütte angelangt, hörte sie drinnen den Ngil mit zwei Männern reden.

„Vor allem laßt euch nicht erkennen“, „Nehmt diese Masken mit. Euti wird noch lange schlafen. Ob er mir in Zukunft überhaupt viel nützen kann, ist zweifelhaft. Man hat ihn im Verdacht. Sein Versuch ist mißlungen, macht ihr die Schlappe gut. Jetzt geht! Hier ist die Medizin. Sie schützt euch vor Entdeckung. Bringt ihn her, lebendig oder tot . . .“

Der Ngil redete noch weiter. Eleja verließ jedoch, sobald sie das Furchtbare hörte, ihren Posten, um den Waldpfad wenn möglich noch vor den beiden Männern zu erreichen. Das gelang ihr aber nicht. Gerade im Begriff, aus dem Gebüsch hervorzutreten, wurde sie durch den Bruch eines trockenen Astes zum Verweilen

gemahnt. Die Männer schritten vorüber. Nun mußte sie ihre Eile mäßigen und langsam hinterher gehen. Erst kurz vor dem Dorfe verzweigte sich der Pfad. Sie wählte einen Weg durch die Farmen Dendes. Das war ein Umweg; sie wußte es. Von Furcht getrieben, daß sie zu spät komme, stürmte sie in wilder Hast vorwärts.

Spät nach Mitternacht erreichte das Friedensfest sein Ende. Die Dorfbewohner suchten ihre Hütten auf, um die wenigen Stunden bis Sonnenaufgang der Ruhe zu pflegen. Für die Fremden waren zwei Hütten bereitgestellt. Dende führte sie dorthin. Aber Isaue, der des Guten zu viel getan, konnte sich nicht so leicht von seinem Gastgeber trennen. Immer wieder umarmte er ihn. „Das ist eine Freude“, lallte er mit schwerer Zunge, „weißt du, wie ich mich freue? Es ist kaum glaublich, solche Freude!“ Dabei schluchzte er, daß ihm die hellen Tränen über die Wangen liefen.

Nur mit Mühe gelang es Dende, ihn zu seiner Lagerstelle zu bringen. „Ich muß dir noch etwas sagen“, begann Isaue von neuem, „ich habe dir noch vieles zu erzählen. . .“

„Morgen, morgen!“ sagte Dende und schob das Rindenstück vor, das als Tür diente.

Die Leute, die auf der andern Seite des Flusses wohnten, zogen singend und scherzend zum Lohove hinab. Utonga bat seine Freunde, am Fluß auf ihn zu warten. Er wollte noch mit Eleja reden, um zu erfahren, inwieweit ihre Besorgnis begründet war. Aber Eleja ließ sich nicht blicken. So schlenderte er, in Gedanken versunken, langsam seinen Freunden nach.

Der Pfad zum Flusse führte an einem kleinen Gebüsch vorüber. Es war hier nur wenige Meter breit, dehnte sich aber nach der andern Seite bis zum Flusse aus. Als Utonga dieser Stelle sich näherte, kam Eleja wie ein gehektes Wild über den Dorfplatz gerannt. Mit glühendem Gesicht, mit aufgelöstem Haar, das Kleid zusammengerafft. Wie ein Pfeil flog sie den Pfad hinab.

Sie sah den Ahnungslosen im Mondschein wandeln, sah eine verummte Gestalt aus dem Busch sich erheben und noch eine. Die Angst um den geliebten Mann umkrallte ihr Herz. „Anhambe, o Gott, Utonga!“ schrie sie hinaus. Dann wurde es schwarz vor ihren Augen. Sie tau=

melte einige Schritte vorwärts und sauf zusammen.

Ntonga erschrak von dem Schrei und wandte sich. Im gleichen Augenblick sauste eine schwere Keule durch die Luft. Er bog sich blitzschnell zur Seite. Der Schlag war auf den Kopf gezielt, traf aber nur seine linke Schulter. Er war so gut geführt, daß er einem weniger stark gebauten Menschen das Schlüsselbein zerschlagen hätte.

Ein brennender Schmerz zuckte durch Ntongas Arm. Aber er achtete nicht darauf. Im Nu riß er sein Dolchmesser aus dem Gürtel und ging gegen die Vermummten vor. Die aber hielten es für geraten, ihre Haut in Sicherheit zu bringen, und rannten davon.

„Geht, ihr Feiglinge“, rief er ihnen nach, „geht und fragt den Ngil, ob das die Geister sind, die ihm helfen? Schöne Geister, die vor dem Messer eines Mannes die Flucht ergreifen.“

Dann eilte er zu Eleja zurück. Müde erhob sie den Kopf, aber ihre Augen leuchteten vor Glück. „Ach, Ntonga“, sagte sie, „ich bin so glücklich, daß meine Mühe nicht umsonst war. . . . Ich mußte so laufen. . . .“ Erschöpft hielt sie inne.

„Was ist geschehen?“ fragte er. „Du atmest so schnell.“

„Das tat der Lauf. . . . und der weite Weg. . . . und die Angst.“

„Ich verstehe das nicht. Wo bist du gewesen?“

„Still!“ bat sie. „Komm hinüber; dort erzähle ich dir alles.“ Mit Hilfe Ntongas stand sie vom Boden auf. Er mußte sie stützen, sie schwankte.

Drei junge Männer saßen am Ufer auf dem Rand ihres Kanus und warteten auf Ntonga. Erstaunt sahen sie, daß er nicht allein war.

„Was gibts? Wen bringst du da?“ fragten sie wie aus einem Munde. „Ach, das ist ja Eleja, die Perle der Banoho!“

„Habt ihr nichts gehört?“ fragte Ntonga zurück.

„Was sollen wir gehört haben? Die Leute, die über den Fluß fuhren, sangen laut genug.“

„Eleja fährt mit uns. Sie will bei ihrer Tante übernachten. Auch wird sie uns noch etwas Neues erzählen.“

„Gut, das hören wir gern.“

Schweigend nahmen sie Platz. Lautlos glitt das Kanu über die vom Mondschein erleuchtete Fläche. Auf dem Wege erzählte Eleja, was sie erlebt hatte.

„Seit die Sonne sank“, rief Ntonga

gerührt, „hast du mir zweimal das Leben gerettet.“

„Der Gott der Christen“, entgegnete sie, „half mir. Ihm werde ich immer danken.“

„Auch ich danke ihm“, sagte Ntonga, „aber auch dir gebührt mein Dank. . . . Doch sieh, wir sind da. Geh ins Haus, du bedarfst der Ruhe mehr als wir.“

„Gute Nacht!“ wünschte sie, den Pfad zur Hütte ihrer Verwandten hinabschreitend.

Die jungen Männer blieben noch beieinander stehen. Der Schlaf war ihnen bei Elejas Erzählung vergangen. Sie brauchten Zeit, das Gehörte zu erfassen. Der Ngil der Bakoko war als Betrüger entlarvt; nun sollte Jambascholl ein noch größerer Bösewicht sein? Und diese Leute gaben vor, mit den Aberirdischen im Bunde zu stehen. Wie war das möglich? Sie hatten den Beweis in Händen, daß Jambascholl einem der Ihrigen nach dem Leben trachtete. Das war mehr, als ihre kraftstrophende Jugend ertragen konnte. Das reizte zum Widerstand, wenn es nötig war, mit List und Gewalt.

„Der Kampf mit dem Ngil hat begonnen“, sagte Mune, der jüngste von ihnen, indem er Ntonga die Hand reichte. „Ich stehe auf deiner Seite. Wenn der Gott der Christen uns den Sieg verleiht, werde ich Christ. Wenn dir der Ngil ein Leid antut, bringe ich ihn um.“

„Ich bin auch dabei“, nahm Pembe das Wort. „Jetzt wird sich entscheiden, wer der Stärkere ist, der Christengott oder der Ngil. Siegt der Christengott, dann werde auch ich ein Christ.“

„Und du, Manga?“ wandte sich Ntonga an den ältesten der Gefährten.

„Ich? . . . ach so! . . . hm . . . ja. Wenn“ — er gab dem Wenn eine besondere Betonung — „wenn du glücklich der Rache des Ngil entgehst, . . . ja, dann kann man schon sagen, es ist der Mühe wert, darüber nachzudenken. . . .“

Danach trennten sich die Freunde.

Im einsamen Strandhause aber kniete Eleja auf ihrem Lager in heißem Gebete zu dem ihr noch unbekannten Gotte. „Du Großer, du Starke, rette ihn und mich; rette uns vor der Rache des Ngil.“

Das Weib, das vor wenigen Stunden mit dem Mute eines Mannes Heldentaten verrichtete, lag zitternd und weinend auf den Knien und klammerte sich bittend an die Kraft der unsichtbaren Allmacht. . . .

Ntonga blieb wach bis zum Morgen. Die Gefahr, in der er sich befunden,

wurde ihm erst ganz klar, als er in der Stille der Nacht darüber nachdachte. Die Freude, ihr entronnen zu sein, vermochte die Furcht vor der Zukunft nicht zu bannen. Fortan mußte er sich auf Schritt und Tritt in acht nehmen. Vor der Hinterlist des Ngil war er keinen Augenblick sicher. Sambascholl gab trotz der mißlungenen Versuche seine Rache nicht auf; das war gewiß. Selbst wenn er ihr nicht zum Opfer fiel, was war erreicht? Wer sollte Elefa schützen vor der Gewalt des Ngil, der den Schein des Rechts auf seiner Seite hatte? Ohne sie schien ihm das Leben wertlos. Wenn er es verteidigte, tat er es in der Hoffnung, sie zu erringen. Was sollte er tun? Untätig verharren und ständig eines neuen Angriffs gewärtig sein, das vermochte er nicht. Er mußte etwas unternehmen. . .

Ein abenteuerlicher Plan flog ihm durchs Gehirn. . . Er verwarf ihn wieder; er war zu gefährlich. Der Aufwand von Mut und Kraft stand in keinem Verhältnis zu dem Erfolg, den er günstigenfalls erreichte. Und doch, der Gedanke tauchte von neuem auf. Er mußte seine Freunde fester an sich ketten. Das Totenfest der Ngil bot ihm Gelegenheit dazu. Je länger er darüber nachdachte, desto mehr gefiel ihm der sonderbare Einfall. Als der Morgen dämmerte, war sein Entschluß gefaßt.

Gleich machte er sich auf den Weg, um mit Mune darüber zu reden.

Elefa stand draußen auf der Düne und blickte träumerisch übers Meer hinaus. Sie wartete auf Mtonga und kam ihm entgegen. Sie versuchte, heiter zu scheinen, aber man sah doch, daß sie geweint hatte.

„Elefa, willst du nach Hause gehen?“ fragte er.

„Nein, nicht eher, als bis der Ngil die Reise nach Ngumba angetreten hat.“

„Er wird heute noch abreisen müssen.“

„So lange warte ich. Das Dorf drüben ist mir unheimlich, wenn der Ngil in der Nähe ist.“

„Du fürchtest ihn mit Grund“, sagte Mtonga traurig. „Ich werde mich gegen seine Rache verteidigen bis zum letzten Blutstropfen; dich liefert das Gesetz ihm aus.“

„Nie, Mtonga, nie wird die Hand dieses Schurken ungestraft mich berühren“, entgegnete das Mädchen bestimmt.

„Wie willst du dich wehren gegen den allgewaltigen Ngil?“

„Sieh da!“ sagte sie und hielt ihm ihre beiden Handflächen entgegen. Dann schlug sie die Hände über dem Kopf zusammen, und in ihrer Rechten funkelte ein kleiner, scharf geschliffener Dolch, den sie im Haar verborgen hatte. „Du siehst, ich bin nicht mehr unvorbereitet. Was Misa konnte, werde auch ich können.“

„Du bist ein tapferes Mädchen“, sagte Mtonga in ehrlicher Bewunderung. „Doch möchte ich immer noch hoffen, daß der Ngil uns nicht zum Äußersten treibt.“

„Und du?“ fragte sie, den Dolch verbergend, „was hast du heute vor?“

„Ich?“ Er zögerte mit der Antwort. Sie würde sich beunruhigen, wenn sie seine Absicht erführe. „Ich werde wohl für einige Tage verreisen müssen. Wenn ich zurückkomme, erzähle ich es dir.“

Sie fühlte aus seinen Worten heraus, daß er ihr etwas verbarg.

„Du begibst dich in Gefahr. Tu das nicht! Ich fürchte für dich“, sagte sie.

„Ich will der Gefahr vorbeugen und mir Freunde sammeln für den Fall der Not.“

„Freunde sind Rauch, Not ist Wind. Aber tu, was dir gut scheint. Gott wird dich schützen.“

Mune steckte gerade den Kopf zur Tür hinaus und wunderte sich gähnend, daß es schon heller Tag sei. „Gruß!“ rief ihm Mtonga zu.

„Gruß zurück! Was läufst du so früh schon im Dorf umher? Aha, Elefa ist noch da!“

„Zum Scherzen bin ich nicht gekommen“, meinte Mtonga.

„Da du meiner spottest“, rief Elefa mit verschämtem Lächeln, „biete ich dir keinen Gruß und gehe fort.“ Damit machte sie kehrt und lief davon.

„Da hab' ich was Schönes angerichtet“, brummte Mune. „Ja, Mtonga, so sind die Mädchen. Vor mir laufen sie alle davon. Doch komm herein in meine Hütte und laß mich Worte hören aus deiner Weisheit Tiefen. . . Weißt du, nach einem guten Abend fühl' ich mich immer so ausgezeichnet wohl, daß ich ein ganzes Dorf zum Narren halten könnte.“

„Weil du im Trinken mäßig bist. Isaues Kopf wird heute andere Lieder singen. Doch nun laß den Scherz ein wenig ruhen. Ganz wichtige Dinge will ich mit dir reden.“

„Ich bin ganz Ohr von oben bis unten“, sagte Mune mit einer tiefen Verleugung.

(Fortsetzung folgt)

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Uebereinkunft gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Pater Dominikus Sauerland, Missionshaus St. Joseph, Reimlingen
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schwaben

Sachsen 40, für Preußen, Hessen und Baden 25, für Württemberg und Bayern 20. Parallel läuft die Abstufung der Verbrennungsziffern: In Berlin und Bremen entfielen auf 100 Bestattungen im Durchschnitt 28 Verbrennungen, in Thüringen 25, in Hamburg 24, in Anhalt 23, Sachsen 16, Hessen und Württemberg 6, Baden und Preußen 5, Bayern 3.

Wie stark die Anhänger der Feuerbestattung unter den Selbstmördern vertreten sind, erfieht man auch aus dem neuesten Jahresbericht der „Deutschen Feuerbestattungskasse Flamme“ (Berlin), demzufolge bei 6409 verstorbenen Mitgliedern in 308 Fällen „Freitod“ als Todesursache angegeben wird. Es sind sonach von 100 dieser Todesfälle fast 5 durch Selbstmord erfolgt. Dieser Durchschnittsprozentsatz in über 10 Jahren aus dem gesamten deutschen Arbeitsgebiet der „Flamme“ übertrifft nicht nur den entsprechenden Durchschnittsprozentsatz des Deutschen Reiches, der ungefähr 2,5 beträgt, sondern selbst den von Berlin, wo auf 100 Sterbefälle in dieser Zeit ungefähr 4 Selbstmorde kommen. . . Wer sich das freie Verfügungsrecht über das Menschenleben zuspricht, der empfindet natürlich auch keine Gewissensbedenken, seinen toten Leib dem Feuer auszuliefern.“

Königsdenkmal als Verkehrshindernisse. Die moderne Verkehrsentwicklung ist vielen förmlich zum Höhn geworden, dem bedenkenlos alles geopfert wird, was ihm im Wege steht. In London z. B. will man jetzt, natürlich auf Vorschlag eines Amerikaners, verschiedene Denkmäler entfernen, weil sie angeblich Verkehrshindernisse darstellen, so die Statue König Wilhelms IV. auf der Londoner Bridge. Es ist ja nicht zum erstenmal in der Geschichte, daß Könige aus dem Weg geräumt werden, schreibt hierzu „G. R. S.

Weekly“, aber wohl das erstemal, daß man sie als Verkehrshindernisse betrachtet. Bereits ist der Vorschlag aufgetaucht, sämtliche Londoner Denkmäler zu entfernen, damit die Automobile genügend Platz haben, harmlose Fußgänger totzufahren.

Gewiß ist nicht jedes Denkmal eine Zierde der Stadt; es sitzen manchmal Leutchen auf Pferdchen, die besser im Grabe der Vergessenheit schlummern würden. Aber daß sie beiseite geschafft werden sollen, nur weil sie angeblich Automobile scheu machen, das sollte nicht geduldet werden, auch wenn alle Stadträte zusammen bereit sind, dem Höhn Verkehr jedes Opfer zu bringen. Sie könnten sich eines Tages dazu entschließen, auch die Freiheit des Bürgers als ein Verkehrshindernis zu erachten und sie abzuschießen. Selbst auf die Gefahr hin, daß die modernen Vehikel, denen jährlich in aller Welt rund 100 000 Menschenleben geopfert werden, da und dort vor einem Denkmal einen Bogen machen müssen, muß verhindert werden, daß der amerikanische sog. Fortschrittsgeist uns völlig zu seinen Sklaven macht. Von der in Vorschlag gebrachten Entfernung der herrlichen Londoner Statue Karls des Märtyrers am Charing Cross bis zu dem Vorschlag eines puritanisch-amerikanischen Frauenmoralvereins, das Monument der Königin Viktoria vor dem Buckingham Palace zu entfernen, weil die Statue der tugendreichen Königin keinen Chering trägt, ist dann nicht mehr allzuweit. W. R. Titterton, ein Mitarbeiter Chestertons, schlägt vor, die amerikanische Freiheitsstatue vom New-Yorker Hafen auf den Londoner Parlementsplatz zu übertragen, damit die Yankee mehr Grund haben, sich in Europa über Verkehrshindernisse zu beklagen.

Gebetserhörungen

Elzach: „Maria hat geholfen.“ Nach einer Wallfahrt nach Lourdes wurde ich wunderbar geheilt. Dank der lieben Gottesmutter von Lourdes für ihre Hilfe.

Ungen.: Anbei Antoniusbrot zum Danke dem hl. Antonius.

Dresden: F. A. Anbei Moses als Dank für Erhörung.

Annaberg: Als Dank dem hl. Antonius, hl. Judas Thadd., hl. Theresia v. A. I. Moses.

Falkenberg: C. S. Anbei senden wir . . . Mark als Dank dem hl. Antonius für erlangte Hilfe.

Gr. Lemtendorf: W. B. Durch die Fürbitte des hl. Antonius erhielt ich die so lang erbetene Wohnung.

Alt West: A. L. Dank dem hl. Antonius für Erhörung einer Bitte und um weitere Hilfe im Studium.

Seitenberg: Dank der Muttergottes, dem hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Jud. Thadd. für erlangte Hilfe.

Bielsdorf: Beitrag zur Taufe auf den Namen Anna erhalten.

Daseburg: Dank für Hilfe im Stall und für Erhaltung eines wertvollen Tieres.

Bochum: Dank dem hl. Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter v. d. immerwähr. Hilfe, dem hl. Joseph, hl. Antonius und hl. Barbara.

Nachen: Dank der hl. Theresia v. A. I. für Gebetserhörung.

Samborn: Dank der Schmerzh. Mutter und dem hl. Antonius für Erhörung in einem großen Anliegen.

Krefeld: Anbei . . . Mark für Antoniusbrot für Erhörung einer Bitte um Arbeit.

Pöhl: Dank dem hl. Herzen Jesu, der lb. Mutter v. d. immerw. Hilfe, hl. Theresia und hl. Albanus für erlangte Hilfe.

Düren: Dank der lb. Gottesmutter, dem hl. Antonius, der hl. Theresia v. K. S. und den armen Seelen für ihre Hilfe.

Venerichau: Dem hl. Herzen Jesu und Maria, dem hl. Joseph und der hl. Theresia v. K. S. innigsten Dank für erlangte Hilfe in einem Herz- und Nervenleiden.

Kaufbeuren: Missionsopfer zu Ehren des göttl. Herzens Jesu als Dank für erlangte Hilfe.

H. M.: Durch die Fürbitte der lb. Mutter

Gottes, des hl. Antonius und hl. Theresia v. K. S. ist mir in schwerem Anliegen geholfen.

Unterzettlich: Durch die Fürbitte des hl. Antonius und der hl. Theresia bin ich in schwerem Anliegen erhört worden.

Neudorf: A. S. Anbei . . . Mark mit der Bitte ums Gebet um besseren Geschäftsgang und passende Wohnung.

Slupko: P. Th. Bitte um das Gebet zum hl. Antonius in einer wichtigen Geldangelegenheit.

Ellen: Dank dem hl. Machutus für Hilfe in schwerer Krankheit.

Köln: Anbei . . . Mark zu Ehren des hl. Antonius als Dank für eine sichere Existenz.

Würfel: Dank dem hl. Jud. Thadd. für Hilfe in einem Anliegen.

Glebe: Dank für Hilfe in schwerem Leiden.

Gebetsempfehlungen

Rottenburg: Um einen guten Geschäftsgang und um Gesundheit eines Kindes.

F. Sch. L.: Eine Witwe bittet um das Gebet zum hl. Herzen Jesu, zu Maria, Hilfe der Christen, zum hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Benedikt, hl. Theresia und den armen Seelen um Hilfe in Wohnungsangelegenheit, Krankheit und sonstigen schweren Anliegen.

M.: Eine Familie bittet ums Gebet zur hl. Familie und zum hl. Antonius um Hilfe in ver-schied. Anliegen und Erlangung der Gesundheit.

E. St.: Eine Frau bittet um das Gebet zur lb. Gottesmutter und zum hl. Joseph in schwerem Geschäftsanliegen.

E. f. A. B. L. A.: . . . Mark als Missionsalmo-sen mit der Bitte ums Gebet für die Bekehrung eines Bruders.

Es bitten ums Gebet 8 Familien in ihren ver-schiedenen Anliegen, 6 Personen in Geldnot und um guten Geschäftsgang, 4 um Hilfe in Krankh.

D. J. D. Bitte um das Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur lb. Gottesmutter v. Lourdes, zum hl. Jud. Thadd., hl. Rita u. sel. Br. Konrad um Hilfe für baldige Vermietung des Geschäftes und um Gesundheit des Vaters.

Bitte um das Gebet zum hl. Jud. Thadd., zur hl. Theresia u. d. armen Seelen um Gesundheit und Sinnesänderung meines Mannes und ver-schiedenen schweren Anliegen.

Habelschwerdt: Um das Gebet zum göttl. Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter und hl. Antonius wird in verschiedenen Anliegen gebeten.

Dresden: Bitte um das Gebet zum hl. Anto-nius und lb. Muttergottes um glückl. Examen.

Breslau: Eine Mutter bittet um das Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur lb. Muttergottes, zur hl. Monika, hl. Theresia für ihren entlaufenen Sohn. Veröffentlichung versprochen.

Fadel: Bitte um das Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur lb. Gottesmutter, zum hl. Joseph, hl. Antonius u. Mauritius in schwerster Not, Geld- und Geschäftsjorgen.

Bitte um eine Novene zum hl. Herzen Jesu, hl. Geist, zur lb. Muttergottes, zum hl. Joseph, hl. Jud. Thadd., hl. Veronika um schnelle Hilfe in einer sehr unglückl. Ehe, die vor der Trennung steht. Veröffentlichung und Almosen versprochen.

Hindenburg: Bitte um das Gebet zum hl. Herzen Jesu, hl. Mutter Maria, hl. Joseph um Gesundheit meines Mannes und in versch. Anl.

Eine Ehefrau bittet ums Gebet zur lb. Mutter Gottes u. zum hl. Joseph für ihren Mann um Sinnesänderung und verschiedenen Anliegen. Bei Erhörung Almosen versprochen.

Ungen.: Eine Leserin bittet um das Gebet zum hl. Herzen Jesu, hl. Maria, hl. Rotburga um Familienfrieden und ein braves Dienstmädchen.

Ungen.: Eine Leserin bittet um das Gebet in

schwerer Krankheit zum hl. Herzen Jesu, zur lb. Gottesmutter, hl. Anna, hl. Joseph, hl. Franzisk.

A. A. S.: Eine Person bittet um das Gebet zur lb. Gottesmutter, zum hl. Herzen Jesu, hl. Jud. Thadd., hl. Antonius um eine gerechte Ent-scheidung in einem Prozeß. Veröffentlich. versproch.

Affental: Eine Leserin bittet um eine Novene zum göttl. Herzen Jesu, zur lb. Mutter Gottes und hl. Joseph um Hilfe für ihren krank. Mann.

Würzburg: Fretin v. Th. bittet um das Gebet in drei schweren Anliegen.

Sphofen: Eine schwer kranke Frau.

Würzburg: Eine Frau in schwerem Seelenleid.

M. Ein Fräulein bittet um das Gebet in schwerem Anliegen.

W. Man bittet um das Gebet, daß ein Mann wieder zu seiner Familie zurückkehrt.

Schlegel: Bitte um das Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur lb. Gottesmutter, hl. Joseph, hl. An-tonius in wirtschaftlicher Not und um Sinnes-änderung meiner Ehefrau.

Bitte um das Gebet zum hl. Herzen Jesu, unj. lb. Frau von Lourdes, hl. Joseph und hl. Antonius um Befreiung von einem Nervenleiden und Wiedererlangung der Gesundheit.

F. A. Eine Leserin bittet um eine Novene zum hl. Antonius um Erlangung einer guten Dienst-stelle. Bei Erhörung Veröffentlichung versproch.

Bitte um das Gebet zur lb. Gottesmutter und den armen Seelen um Hilfe in einem Anliegen.

Krascherow: Eine Leserin bittet um eine neun-tägige Andacht zur Schmerzh. Mutter und zum hl. Antonius um Gesundheit und Frieden in der Familie und Glück in einer Erbschaftsache.

Breslau: A. B. Eine Mutter bittet um das Gebet zum hl. Herzen Jesu und Schmerzh. Mut-ter um Bekehrung eines Sohnes und Befreiung von Trunksucht. Bei Erhörung Almosen.

M. A.: Eine besorgte Mutter bittet um das Gebet zur Schmerzh. Mutter für ihre Tochter in einem besonderen Anliegen.

F. S.: Bitte um eine neuntägige Andacht zur immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Antonius und hl. Jud. Thadd. in schweren Geschäftsjorgen und großer Geldnot.

Eine Mutter bittet ums Gebet zum hl. Herz. Jesu, hl. Antonius und d. hl. 14 Nothelfern um Glück in verschiedenen Anliegen.

Düsseldorf: Bitte um das Gebet zur Mutter Gottes, hl. Joseph, hl. Jud. Thadd. und hl. The-resta in einem Prozeß und in Verußanliegen.

Ungen.: Bitte um eine Novene zum hl. Herz. Herzen Jesu, zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Antonius, hl. Jud. Thadd. und mehreren Heiligen in drei sehr großen Anliegen.

A. A.: Eine Leserin bittet um das Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, hl. Joseph, hl. Jud. Thadd., hl. Antonius,

hl. Theresia u. d. armen Seelen in Schw. Anlieg.
M. V.: Eine Leserin bittet um eine neuntägige
Andacht zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum
hl. Joseph, hl. Antonius und d. armen Seelen
um Gesundheit meiner Augen, ferner in ver-
schiedenen Anliegen.

Bogum: Bitte um das Gebet zum hl. Herz.
Jesu, zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl.
Joseph, hl. Antonius und hl. Barbara um Arbeit
und Befreiung von Kopfweiden.

Geisenheim: Ein Vater bittet um das Gebet

zum hl. Herzen Jesu, zur Mutter v. d. immerw.
Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Sud. Thadd. u. hl.
Antonius um Hilfe in Geldangelegenheiten.

Waldbühler: Eine Leserin bittet um das Gebet
zur Ib. Mutter Gottes, zur hl. Theresia, zum
hl. Sud. Thadd. und hl. Antonius um Hilfe in
schweren Anliegen.

Beuron: Um eine glückliche Standeswahl bit-
ten wir ums Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur
Ib. Muttergottes, zum hl. Moyses und zur hl.
Theresia v. K. I.

Es starben im Herrn

St. Paul: Br. Georg Baum.

Mojrau: Florian Sonntag. Breslau: Paul
Lange. Uhlberg: Frau Lehrer Schiebel. Regens-
burg: Eleonore Hauberger. Nattenheim: Anton
Tölk. Langenbrunn: Maria Seifert. Forst: Frau
Kirsch. Schmitthof: Hubert Dr. Hessel. Walbeck:
Mathias Arias. Stadlhorn: Bernhard Ort-

brod. Herzogenrath: Theodor Peters. Billig: G.
Mamebach. Düsseldorf: Johann Robenbach. Lü-
dinghausen: Maria Hüser. Rottenburg: Clara
Ritter. Augsburg: Anna Mayerhofer. Mömbris:
Jakob Meber. Oberndorf: Kath. Musbauer. Neu-
grumbach: Willy Volf. Motten: Donat Webber.
Abelsried: Josef Hartmann.

O Herr, verleihe diesen Verstorbenen die ewige Ruhe; und das ewige
Lich. leuchte ihnen. Laß sie ruhen im Frieden! Amen.

Empfehlenswerte Bücher

Der hl. Augustinus. Von Pater Heinrich Hei-
manns, S. C. I. 98 Seiten, Preis RM. 1.—.
Verlag Missionshaus Sittard, Wehr Bezirk
Aachen.

Augustinus der Mensch, Augustinus der Heilige
und Augustinus der Kirchenlehrer sind die drei
Themen, die P. Heilmann in diesem
Büchlein behandelt. Mit meisterhaftem Kenner-
blick deckt er die psychologischen Zusammenhänge
sowohl in den Verirrungen als auch im heiligen
Leben des großen Wahrheits- und Gottsuchers
Augustinus auf, entwickelt sodann in großen Um-
rissen aus dem persönlichen Leben des Kirchen-
lehrers heraus den Inhalt seines geistigen Wer-
dens und seines in Gott verankerten philosophi-
schen Systems. Der Kirchenlehrer wird sodann am
Schluß als Lehrer des modernen Menschen hin-
gestellt, um den man die kath. Kirche gar zu
gern beneiden möchte. Das Werk hat einen die
philosophischen Strömungen aus Vergangenheit
und Gegenwart beherrschenden Geist zum Ver-
fasser. P. W.

An ewigen Brunnlein. Heiligengeschichten für die
lieben Kinder erzählt von Schwester Huberta
Schmeh, Ursuline vom Kalvarienberg, mit 17
farbigen Bildern von Tilde Eisgruber. Verlag:
Paulinusdruckerei, Trier.

Ein herziges schönes Büchlein in feinsten Aus-
führung sollte in jedes Kindes Hände gelegt wer-
den, heute in der Zeit der oberflächlichen leichten
Kinderliteratur, die den wahren Zweck oft ver-
fehlt. Die Kinder sollten vertraut werden mit
ihren Heiligen, die Kinder, wie sie einst waren
und nun leuchtende Vorbilder für edles Jugend-
streben und -leben. Es sind klare und sprudelnde,
ewig labende Waldbrunnlein, die kleinen Ge-
schichten zur Labung durstiger Kinderseelen.
P. D.

Die katholische Frau. Ihr Wirken für Religion,
Kultur und Volk in Vergangenheit und Ge-
genwart. Von Pater Otto Mors, S. M. A.
Verlag: Paulinusdruckerei, Trier.
Ein Buch für alle, die sich für das Wirken der

Frau interessieren und ein Mahnbuch für die
heutige Frauenschaft. Ein Buch, das in leicht faß-
licher Sprache alle Probleme aufrollt. Nehmet
und lest. Wir zitieren den Schluß des Buches:

„Wohl mag der Mann die großen Zeiten bauen,
Doch ob er Steine türmt mit starker Hand:
Weh, wenn das Weib sie glättend nicht verband!
Es steigt und fällt ein Volk mit seinen Frauen.“

Der kirchliche Volksgefang. Zwölf Betrachtungen
über sein Werden und Wesen. Von Josef Müll-
ler. Preis RM. 1.30. Verlag Volksliturgi-
sches Apostolat, Klosterneuburg bei Wien.

In schlichter und klarer Weise wird hier der
Kern unseres kirchenmusikalischen Problems her-
ausgeschält und der Weg gezeigt, den wir ge-
hen müssen, wenn wir unsere auf dem Stod-
geleise befindliche Kirchenmusik zu neuem Leben
erwecken wollen. Darum „Nimm und lies.“

Der katholische Kirchendor. Von Josef Müller.
Preis RM. 2.—. Verlag Volksliturgisches Apo-
stolat, Klosterneuburg bei Wien.

Es sind 12 Vorträge zur Belebung der Chor-
proben und des kirchenmusikalischen Vereins-
lebens. In leichtverständlicher Sprache versteht
es der Verfasser, Geschichtliches und Grundsät-
zliches über Kirchenmusik den Chormitgliedern zu
vermitteln und so die richtige religiöse und li-
turgische Einstellung aller im Dienste der Musica
sacra Stehenden vorzubereiten.

„Heilige Tage.“ Katholischer Fest- und Heiligen-
kalender. Herausgegeben von der Abtei St.
Bonifaz, München. Preis RM. 2.80. Verlag
Franz X. Seitz, München S O 2, Rumpf-
straße 23.

Mit seinen über hundert Blättern ist dieser Ka-
lender wieder eine liebe Bilderbibel christlicher
Kunst. Die fein und sorgsam ausgewählten Texte
göttlichen und kirchlichen Schrifttums, zarter Poe-
sie und stiller Herzensergießungen binden die
bunte Bilderfülle zu jubelndem Sursum corda!
Der wohlfeile Kalender sei hiermit allen herz-
lich empfohlen.

Freunde und Gönner unserer Mission bestellen ihre Bücher
durch den St. Josephs-Verlag

Das hl. Leichentuch und das hlst. Anflitz

unseres Herrn Jesu Christi

Von D. W. Mut



Preis 2 Mk.

ST. JOSEPHS-VERL., REIMLINGEN

Papst Pius X. gewährte besondere Abkässe allen, die einige Augenblicke vor einem solchen Bilde das Leiden unser. Erlösers betrachten. Das schöne Buch gibt dazu Anregungen.

Ein Beitrag zur Lösung der
kath. Frage in Deutschland ist

Mehr Liebe!

Ein Volkschriftchen von Redemptorist P. Schöbitz, das hinweisen will auf Priester-
nachwuchs, Heidenmission u.
Lateinapostolat. 64 S. 30 Pfg.

St. Josephs-Verlag,
Reimlingen

Die hl. Theresia vom Kinde Jesu Eine geistige Wiedergeburt

Von D. W. Mut. 352 Seiten; Preis Leinen gebund. RM. 4.80

Wer die kleine hl. Theresia nicht nur verehren will, um von ihr etwa Gunstbezeugungen zu erlangen, sondern auch sich ihr dankbar erzeigen will durch Nachahmung ihrer Tugenden, der findet in diesem schönen Buche viel Anregung.

St. Josephs-Verlag, Reimlingen (Bayern)

Der selige Don Bosco

Ein Erzieher u. Apostel der Jugend

Von D. W. Mut

80 Seiten

Eine Lücke in der Don Bosco-Literatur füllt dieses vorliegende Werkchen aus, denn es zeigt den Seligen in seinem ureigenen Element, nämlich als Erzieher und Apostel der Jugend. Ein Buch für die Jugend u. wird allen empfohlen!

Illustriert!

Preis Mk. 1.50

ST. JOSEPHS-VERL., REIMLINGEN

Beiträge zum Salesianischen Erziehungs-System

Dieses Buch betont die Notwendigkeit von steter Freiheit, Freude und Liebe bei der Erziehung. Diese Liebe läßt niemand zum Zorn, zu körperlichen Strafen schreiten, sie zeigt vielmehr Interesse an den kindl. Einfällen und flößt dem Kinde unbefchränktes Vertrauen zu Lehrern und Erziehern ein.

Von
D. W. Mut

Preis kart.
Mk. 1.50

ST. JOSEPHS-VERL., REIMLINGEN